

Linden Fiction

20 utopische Kurzgeschichten

2050



Linden Fiction 2050

20 utopische Kurzgeschichten zur Zukunft
des Zusammenlebens im Stadtteil



Faust e.V., Zur Bettfedernfabrik 3

30451 Hannover, 2015

© für alle Texte CC BY SA 3.0

Fotografien: © Simon Slipek

Lektorat: Ute Finkeldei

Druck & Bindung: Druckwerkstatt Hannover

1. Auflage Dezember 2015

Dank

Wir danken allen, die sich mit Kurzgeschichten am Projekt beteiligt haben, dem Auswahlteam (Parisa Husein-Nejad, Ute Finkeldei und Shari Böhnke), unseren Kooperationspartnern, Anna H. Frauendorf von der Helene-Lange-Schule und allen, die durch ihre Arbeit zum Gelingen des Projektes beigetragen haben.

Kooperationspartner:



Das Projekt Linden Fiction 2050 konnte nur dank finanzieller Unterstützung realisiert werden. Das Projekt wurde gefördert von:



**Niedersächsisches Ministerium
für Wissenschaft und Kultur**



Einleitende Worte

Das Buch *Linden Fiction 2050* ist eine Auswahl der utopischen Kurzgeschichten, die LindenerInnen im Jahr 2015 im Rahmen des gleichnamigen Projekts eingereicht haben. Die Kurzgeschichten präsentieren den Blick der in Linden lebenden und/oder arbeitenden TeilnehmerInnen auf ihren Stadtteil; ihre Ängste, ihre Zukunftswünsche und ihre Vorstellungen über das Zusammenleben im Stadtteil.

Das Buch ist für alle gedacht, die dieser originäre Blick der hier lebenden Menschen auf ihren Stadtteil interessiert. Insbesondere hoffen wir, dass auch StadtplanerInnen, PolitikerInnen und die hiesige Stadtverwaltung die eine oder andere Anregung darin finden. Die utopischen literarischen Kurzgeschichten sind eine Möglichkeit, Gedanken schweifen zu lassen und etwas über grundsätzliche Stimmungslagen und Bedrückungen zu erfahren, jenseits der Fragen zu hoher Bürgersteigkanten, mangelnder Grünflächen oder ähnlichem.

Jörg Djuren

Inhalt

Dort wo keine Dunkelheit herrscht	11
Ein Schultag	29
Herrn Lindentriebs verrückte Reise durch die Zeit	35
935 Jahre Linden	43
Ein unmoralischer Ort	53
Delaila	57
Der Mann mit den blauen Augen	61
Michael Klaasen	65
Natascha	68
Jakob	70
Linda 2050	76
GreenVillage	93
Flohmarkt in Linden	99
Überall, nur nicht bei mir	103
Wiedergeburt in Linden	109
Aurelia	114
Gedanken eines alten Mannes	118
Das Fest der Wasserleichen	123
Das Spiel	136
Herbst	153
Liste der AutorInnen	163
Nachwort - Linden Fiction 2050 & Hannover 2030	165

WER SCHREIBT, DER BLEIBT.

Für das Vorwort dieses Buches wäre eine Überschrift à la *Grenzenlose Vielfalt* sicherlich vollmundiger, träfe allerdings nicht den Tenor der Beiträge.

Vielfältig sind jedoch sicherlich die AutorInnen der vorliegenden Kurzgeschichten: So haben eine Handvoll Schülerinnen der Helene-Lange-Schule ebenso ihre Gedanken zu Papier gebracht wie Berufstätige oder Rentner, Menschen deutscher Herkunft ebenso wie Menschen mit Migrationshintergrund.

Noch vielfältiger die Motivation der Einzelnen: Im Rahmen eines Schulprojekts, aus Leidenschaft zum Schreiben an sich, aus dem Wunsch heraus, Zeitzeugnis abzulegen oder als Katalysator – der gemeinsame Nenner die Verbundenheit mit Linden als einem elementaren Teil der Lebens- bzw. Arbeitswelt.

Ein bunter Querschnitt durch einen bunten Stadtteil – umso erstaunlicher mutet die Tatsache an, dass ein Großteil der Geschichten die Zukunft eher sorgenvoll beleuchtet. Die Angst vor Übertechnisierung, gesellschaftlicher Verarmung, Entsolidarisierung und Kontrollinstanzen spiegelt sich in vielen Beiträgen wider, ganz im Gegensatz zum ursprünglichen Konzept von *Linden Fiction 2050*.

Oder wie ein Teilnehmer es sehr treffend formulierte: „Utopie geht anders“.

Doch die unerwartet dystopische Ausrichtung macht vielleicht sogar noch deutlicher, dass enormer gesamtgesellschaftlicher Handlungsbedarf besteht, um eine Basis für positive Zukunftsvisionen zu schaffen.

Wir danken allen AutorInnen dafür, dass sie das Wort ergriffen haben – und ich insbesondere, weil sie mir im Rahmen der Lektoratsbesprechungen über die Ebene der literaturkritischen Auseinandersetzung hinaus einen Einblick in ihre ganz persönliche, vielgestaltige Utopie gewährt haben.

Ute Finkeldei

Dort wo keine Dunkelheit herrscht

Die Jungs waren schon weg. Haruki, den sie alle Hulki nannten, musste am nächsten Morgen Hanteln stemmen. Sonny, jüngster Spross des Solarmoguls Alessandro Rossi Senior, war eine Flasche Herrenhäuser über seine schneien Sneakers gekippt, und weil sein alter Herr eben erst sechs Hunnis dafür hatte springen lassen, war Alessandro Junior rasend nach Hause gestampft. Der schöne Pablo, eigentlich hieß er Pavel, checkte bestimmt noch in der Glocke oder Faust die Mädels ab. Und Serhat, den sie Serge riefen und dabei das 'ä' vor dem 'sch' schelmisch in die Länge zogen, hatte einen seiner polnischen Abgänge hingelegt, und sägte gewiss längst selig vor sich hin. Die Jungs machten sich einen Heidenspaß daraus, ihre Herkunft zu vertuschen. Vertuschung durch Vertauschung, das war ihr Volkssport. Selbst auf Klassenarbeiten notierten sie gelegentlich ihre falschen Namen, und feierten sich jedesmal aufs Neue, wenn Frau Clemens aus Versehen »Achim« statt »Ahmed« herausrutschte.

Ahmed und Nori saßen am Ihmeplatz 8, mit dem Rücken zu dem Betonkoloss, der klotzig zum Sternenhimmel ragte, ein mächtiger Thron über dem fahlen Fluss, über den Ahmeds und Noris stumme Blicke schweiften. So selbstlos dieser Fluss links der Leine, schenkte einst dem Ihme-Zentrum seinen Namen, und hielt ihm in guten wie in schweren Tagen die Treue, eine achtzig Jahre anhaltende Achterbahnfahrt, oder wohl eher Wildwasserbahnfahrt. Achtzig Jahre, da feierten Brautpaare ihre Eichenhochzeit, Ahmed wunderte sich über diese Bezeichnung, erst kürzlich hatte er sie gelesen, während von unten der Bass aus dem *Offlihme* waberte und die Bänke vor der *Lenz Bar* sanft erzittern ließ.

Viel cooler waren ohnehin 31 Jahre, fand Ahmed: Lindenhochzeit. *Linden Love*. Das war mal eine Aussicht. Das Problem nur, dass Nori nicht eingeweiht war in seine Träumereien, nein, eigentlich sogar keinen blassen Schimmer davon hatte. Es war an der Zeit, das zu ändern, seinen Traum mit ihr zu teilen. Alles wurde hell, als der Mond aufging. Ein Firmament so hell, so voller Sterne, dass es gleißend vor sich hindämmerte. Es war eine wundervolle Nacht, eine weiße Nacht, wie sie nicht auszudenken war in Hannover, und die allenfalls erleben konnte, wer jung war. Und natürlich offline. So wie Ahmed und Nori.

Tagein, tagaus waren die Jungs hier anzutreffen, an der hippen Uferpromenade des Ihme-Zentrums, auf dem Platz vor der *Lenz Bar*, in der vor wenigen Stunden U3000 gespielt hatten. Am liebsten »lenzten« die Jungs mit Pilzsuppe und Kürbislimo aus der VoKü, manchmal waren's auch Kürbissuppe und Pilsener; Ahmed und Haruki oft ausgepowert vom Training bei Dr. Lee, gleich nebenan in der Kampfkunst-Akademie. Ach, das Ihme-Zentrum, Ahmed liebte es. Liebte das Squashen mit Sonny auf den alten Parkdecks, liebte es im Ihme-Bad seine Bahnen zu ziehen, liebte selbst die altbackene Holzvertäfelung in Dr. Lees Studio. Liebte die nächtlichen Schnäppchenjagden in der Kaufhalle, wenn die dynamischen Preisschilder mal ihre seltenen Schwächen offenbarten, nie jedoch bei den Bierpreisen, die zu später Stunde so verlässlich in die Höhe schnellten, dass man die Uhr danach stellen konnte. Liebte das Nachtleben, unten im *Offlihme*. Liebte das »Lenzen« und Touris beobachten, wie sie in Scharen zum *UrbanArts_Museum* oben an der Blumenauer pilgerten. Liebte den *Keller (((o)))of Kunst* mit den *Brillianten Brutalisten*, und all die kleinen Ateliers, die irgendwie immerzu im Umbruch waren. Liebte die urbanen

Mikrofarmen und Gartenoasen, die verstreut waren in allen Winkeln des Ihme-Zentrums. Und liebte vor allem die Sonnenuntergänge im *Aussichtslos*.

Das Ihme-Zentrum war Ahmed und seinen Jungs ein persönlicher Freizeitpark. Ihre Stadt, ihr Viertel, ihr Block. Und bald wollte Ahmed hier auch studieren. Die Fakultät für Medien, Information und Design hatte rund um das ehemalige Stadtwerke-Hochhaus ihren Campus. Welcher Studiengang war ihm im Grunde schnuppe. Nur leider war die Warteliste für das Studentenwohnheim so lang, dass sie locker vom *Aussichtslos* bis runter zur ominösen U-Bahn-Station im tiefsten Keller des Ihme-Zentrums reichte. Die normalen Wohnungen im Ihme-Zentrum waren fast unbezahlbar seit Linden-Nord in Sachen Hipness übertrumpft worden war. Einzig Sonny wäre dort ein Apartment vergönnt gewesen, aber dem war das Ihme-Zentrum zu »kulturell«, wie er zu sagen pflegte, Sonny wohnte lieber bei Vati in der Jugendstil-Villa am Lindener Berg und weilte überhaupt lieber an nobleren Orten. Seine Lieblingsboutique war *Der Moderne Mann* am Lindener Marktplatz, auch in den geleckten Shopping-Malls in Hannovers City gab Sonny gerne Papas Geld aus.

Seit vorhin in der *Lenz Bar* war Ahmed besessen von dieser Melodie. Ob es Nori auch so ging? Dieser U3000-Ohrwurm war *niemals* vorbei: »*Immer nur weiterrennen / Immer die Nacht durchpennen / Immer nur Leute sehen / Immer im Weg rumstehen / Immer noch Lose kaufen / Immer nur rückwärts laufen / Immer im Gewitter stehen / Immer nur die Gitter sehen / Immer Riesenrad fahren / Immer gegen euch an / Immer zu lang gewartet / Immer noch mal gestartet / Immer noch nichts gewonnen / Immer nur ganz verschwommen / In eure Augen sehen / Und immer den*

Kopf verdrehen.«

Auch nach Stunden des Techno-Wumms im *Offflöhme*, der Ohrwurm verdrehte Ahmed wie verrückt den Kopf. Oder war es Nori, die ihn nicht klar denken ließ? Er schaute auf die Plakate, die an der Betonbrüstung gegenüber der *Lenz Bar* vom vergangenen Konzertabend kündeten: »U3000 sind zurück - Lenz Bar, Freitag 03.06.2050« stand dort in welliger Glitzerschrift. Irgendein Scherzkeks hatte Ü-Striche über den Bandnamen gekritzelt. Auf dem Plakat war ein graubärtiger Fährmann zu sehen. Schräg unter seinem Steuerrad, der starke Seemann nahm das scheinbar schulterzuckend zur Kenntnis, tummelten sich ein weißer Hai und eine Superkrake. Ahmed glaubte ein altes Kirmesfahrgeschäft erkennen zu können, das wohl noch aus Opas Zeiten stammen musste. Es erinnerte ihn daran, wie er früher mit Opa zum Schützenfest gegangen war. Opa erzählte gerne, dass es in seiner Kindheit noch Lose aus Papier gegeben hatte, und auf den Pflastersteinen vor den Losbuden war alles voll von diesen bunten Schnipseln gewesen. Eine Vorstellung, die Ahmed faszinierte, ihn seit eh und je nostalgisierte. Diese öden E-Lose, die automatisch auf dem Smartphone generiert wurden und ebenso automatisch das Geld vom *QuickPay*-Konto einzogen. Ziemlich unromantisch. Hatte man mal einen Losgewinn, konnte der an den sterilen Schaufenstern des Los-Automaten eingelöst werden. Meist jedoch poppte auf seinem Display so ein altmodischer Smiley auf, der eigentlich immer traurig dreinschaute, darunter ernüchternd in Großbuchstaben: NIETE. »Manche Dinge ändern sich nie«, sagte Opa dann. Seit der Rummel gar nicht mehr aufhörte und zu einem ganzjährigen Event geworden war, hatte es sich für Ahmed ausgerummelt, zumindest im realen Leben. Ahmed und seine Jungs rammten sich ab und zu beim Cyber-Scooter

oder erstellten bei *3rd Life* ihren ganz eigenen Vergnügungspark, Serge war in solchen Dingen ein richtiger Crack. Ahmed aber war am liebsten offline. Und natürlich *Offlihme*. Bei *MyFace* war er eigentlich nur wegen Nori. Nur war Nori nicht mehr bei *MyFace*. »Analog ist besser« stand auf einem ihrer Shirts. Nori mochte schon immer Teil einer Jugendbewegung sein.

Ahmed lief die Zeit davon. Er hatte von Pablo erfahren, und der hatte es von Stella, das war die kleine Schwester von Ida, und Ida war die beste Freundin von Nori, dass Nori im nächsten Schuljahr vielleicht mit ihren Eltern nach Schweden ziehen würde. Wegen eines Jobangebots oder so. Pablo meinte schon: »Such dir 'ne andere, wir reißen zusammen eine für dich auf«. Aber für Ahmed kam das null in Frage. Lieber wollte er auf Nori warten. Ohne dass die beiden jemals Worte gewechselt hatten, Unterrichtsgespräche klammerte er aus, spürte Ahmed eine tiefe Verbindung zu Nori, die er weder in Worte fassen, noch sich selbst, geschweige denn seinen Jungs, erklären konnte. Er fühlte sich zu ihr hingezogen wie das Meer zum Mond. Dabei war Nori nicht einmal übermäßig hübsch oder gar ein Hingucker. Ihre kupferroten Haare waren fisselig und eigentlich aschblond, am Kinn war ein ovales Grübchen, das Gesicht leicht asymmetrisch, ihre Nase war etwas zu groß und hatte einen zarten Huckel auf Höhe der Augen. Doch nicht irgendwelche Augen! Die dunkelsten, funkelndsten Mandelaugen! Mit ihren sinnlichen Lippen, perfekten Zähnen und dem ovalen Grübchen am Kinn formten sie das allerschönste Lächeln, das sich Ahmed nur vorstellen konnte. Bereits der kleinste Gedanke daran ließ Ahmeds Handflächen klamm werden.

In der *Lenz Bar* tropfte seit jeher der Schweiß von der Decke.

Die Fensterfront dauerbeschlagen, der Putz peekig wie eh und je, dennoch zwängten sich zweihundert Menschen in den rappenden Laden, um das Comeback von U3000, dieser blendend gealterten Ü60-Popsternchen, nicht zu verpassen. Nori lehnte hinten an der Wand und Ahmed hatte allein Augen für sie. Und obwohl die lange ergrauten Groupies, die zwischen Ahmed und Nori herumstanden, beharrlich mit ihren Köpfen nickten, als wollten sie Ahmed mit all ihrer Lebenserfahrung Mut zusprechen, brachte er in Noris Gegenwart kein Wort über die Lippen. »*Die Schlangen auf dem Boden sind alle ohne Gift / Oh, bitte frag' mich nicht, woher ich weiß, dass das so ist.*« U3000 übernahmen das Kommando. Synchroner Gesang. Wie aus Ahmeds Seele: »*Du bist so wunderschön / Ich kann es mit meinen Augen sehen / Mädchen, tanz mit mir!*« Stattdessen sah er sein Mädchen kurz darauf gehen. Nahm es wortlos zur Kenntnis. Und blieb bis zur allerletzten Zugabe.

Später erwartete ihn eine noch viel schönere Zugabe: Wie ein Wunder entdeckte er sie im *Offlihome*. Ihre kupferroten Haare waren selbst im dichtesten Disco-Nebel nicht zu übersehen. Wie eine Fee tanzte sie zwischen den Betonpfeilern. Und wengleich der Klub aus allen Nähten platzte, bildete sich um Nori ein kleiner, nahezu magischer Kreis, als würde sie einen unsichtbaren Riesen-Hula-Hoop-Reifen um sich schwingen. Ahmed drängelte sich zu ihr vor. Der Bass wummerte so laut, dass ein Gespräch sowieso unmöglich war. Könnte er doch nur besser tanzen! Mit ihr tanzen im Beton. Er wollte rufen: »*Mädchen, tanz mit mir!*«. Aber ihre Anmut entmutigte ihn. Schwerfällig wie ein Orang-Utan kam er sich vor, neben ihr würde er sich zum Affen machen. Plötzlich fasste sie seine Hand, tanzte ihn an. Ihre Hand war verschwitzt, oder war es seine? Unsicher ließ er die Hand wieder los, versuchte seine Hüfte zu bewegen. Fühlte

sich unbeholfen, seine Beine schwer wie Beton. Steif beugte er sich rüber zu ihr, spürte ihre warme Haut. Sog ihre vanillige Duftnote ein. Er war ihr jetzt so nah, dass er ihr Ohr hätte küssen können. Wie aus der Kanone geschossen kam seine Frage: »Kommst du mit?« Und genauso unvermittelt hörte Nori auf zu tanzen und folgte ihm zum Treppenhaus.

Und nun saßen sie da. Schüchtern. Am Ihmeplatz 8. Und schwiegen.

»Hat dir das Konzert gefallen?« Ahmeds Gesprächseinstieg war denkbar ungelent.

»Ja, sehr.«

Die beiden starrten auf die Ihme. Bloß keine falsche Scheu, mahnte sich Ahmed. Nächster Versuch:

»Hast du das Buch schon gelesen?« Ahmed biss sich auf die Unterlippe. Es war Freitagnacht, zwischen vier und fünf Uhr morgens, er war endlich mit Nori allein, Nori vielleicht bald fort, und ihm fiel verdammt nochmal nichts Besseres ein, als über die Schule zu reden?

»Ja, das ist echt interessant. Aber wieso müssen wir jetzt auch in Politik Romane lesen?«

Ahmed hatte keine passende Antwort parat. Zum Glück redete Nori direkt weiter:

»Unser Lesepensum ist ja krasser als im Germanistik-Studium. Meinte zumindest meine Ma kürzlich.«

»Hmmm«, überlegte Ahmed, »sagte die Clemens nicht was von Orwells 100. Todestag?«

»Reicht es nicht, dass unsere Schule nach ihm benannt ist?« erwiderte Nori. »Sag mal, hast du dir schon Gedanken über das Projekt gemacht?«

Ahmed zuckte die Schultern. »Woher sollen wir wissen, was in 35 Jahren sein wird? Wir können doch nicht hellsehen.«

»Ach, Achim, dir wird schon was einfallen. Du bist doch sonst so ein helles Köpfchen. Außerdem«, korrigierte Nori

ihn, »34 Jahre. 2084.«

»Ich wusste gar nicht, dass du so förmlich bist.«

Nori verstand nicht gleich, was Ahmed meinte.

»Ich mein, äh, wegen Achim«, stotterte Ahmed. »Nenn mich einfach Ahmed.«

»Ach so«, lachte Nori, und Ahmeds Herz überschlug sich fast, »selbst die Clemens nennt dich ja mittlerweile Ahmed. Also, Ahmed...« Sie streckte ihm die Hand entgegen, entzückend ihr strahlendes Lächeln, es schien, als hätten sich die beiden eben erst kennengelernt.

Wieder gewann sein Herz die Oberhand, wieder sprudelte es aus ihm heraus: »Kommst du mit hoch?«

Wieder fragte Nori nicht nach. »Na los!«

Der Rest der Nacht war Achims Erinnerung entschwunden. War unwiderruflich aus der Cloud gelöscht worden, ohne Zwischenhalt im Papierkorb. Je mehr er sich anstrebte, die Nacht zurückzuholen, desto mehr begann er zu zweifeln, ob Nori und er überhaupt geredet hatten. Ob die beiden tatsächlich geschäkert hatten, und ihre Hände sich berührt. Noris Hand ließ ihn nicht mehr los und verfolgte ihn bis in seine Träume. Nie hatte er solche Mädchenhände angefasst. Nicht zart wie die der meisten Mädchen. Eher rau. Wie Bauarbeiterhände. So empfand Nori sie. Deshalb schleppte sie in ihrem Jutebeutel auch immer alle möglichen Handcremes mit. Achim schwor sich, diese Hand nie mehr loszulassen. Sie zu beschützen.

Seit der Nacht verfolgte ihn dieser Traum: Achim und Nori flitzten die Wendeltreppe hoch zur Ihmepassage, Hand in Hand vorbei an den dunklen Ateliers, die Türme des Ihme-Zentrums waren vollkommen schwarz, kein Stern war am Himmel zu sehen. Nur die Laternen, die Achim an den verblichenen Globus in Mamas Arbeitszimmer erinnerten,

leuchteten matt. So matt, dass er beim Laufen kaum seine Füße sehen konnte. Achim hörte Noris Schritte hinter sich, sie hallten durch die einsame Häuserschlucht, ihre Hand klammerte sich fester an seine, sie nahmen Kurve um Kurve, Kübel um Kübel, Slalom durch die verwinkelte Ladenzeile, wieder eine Treppe runter und über den gottverlassenen Ihmeplatz. Als der Rumpf des Ihme-Zentrums sie verschluckte, glitt das junge Händepaar auseinander. Achims Hände schwitzten. Triefen. Achim versuchte die Hände trocken zu wischen. Griff nach hinten. Die Hand war nicht mehr da. Achim drehte sich um. Nori war weg. Jedesmal erwachte Achim schweißgebadet.

Der Platz neben Ida blieb den ganzen Tag leer. Während Frau Clemens vollbepackt in den Klassenraum hetzte, hievte Achim sein Breakfast2Go auf Serhats Tisch. Immer wenn er es nicht schaffte sich Zuhause was zu schmieren, Mama machte das schon seit Jahren nicht mehr für ihn, holte er sich was bei der *Breakfast-Factory* am Schwarzen Bären. Sobald Achim damit in der Klasse aufkreuzte, machte Serge große Augen. Serge war dauerhungrig. Haruki auch, aber der trieb zumindest Sport. Die Jungs, gemeinhin blieb dies allerdings an Achim oder Alessandro hängen, tischten deshalb meistens das *XXL-Delüxfrühstück* auf. Irgendwer schnornte immer. Der Karton war so groß, dass eine Sahnetorte reingepasst hätte. Achim aber war der Appetit vergangen. Er spürte, dass Nori nicht mehr auftauchen würde. Lustlos tunkte Achim ein Stäbchen Löffelbiskuit in seine Zitronenlimo. Eigentlich zelebrierte er das: das Sprudeln beim Eintauchen, den richtigen Zeitpunkt abzupassen, bevor die Keksspitze ins Glas fiel, um sie dann vollgesaugt im Mund zu versenken. Das schmeckte ein bisschen wie die Zitronen-Erfrischungsstäbchen bei Oma und Opa, nur viel fresher. Er aß die Zuckerstäbchen, um

überhaupt was in den Magen zu bekommen. Zur hellen Begeisterung von Hulki, Serhat und Alessandro, die sich gierig über die Blauschimmelkäsestullen, Blaubeerpancakes, den Artischockenbörek und Pflaumensmoothie hermachten. »Alter, Ahmed, was ist denn los mit dir?«, schmatzte Haruki. »Du brauchst doch dein Kraftfutter, sonst gibt's Ärger von Dr. Lee.« Nur Pablo hatte sofort gecheckt was Sache war und nickte unauffällig rüber zu Idas verwaistem Nachbarstuhl. Nori war weg.

»Habt ihr Fragen zu 1984?«, eröffnete Frau Clemens den Unterricht.

Keiner meldete sich.

»Ich finde das Buch doof«, brach Mirli das Schweigen.

»Kannst du auch erklären weshalb?«

»Bei denen gibt's keine richtige Schokolade. Und die wollen den Orgasmus abschaffen.«

Die Klasse kicherte. Frau Clemens setzte ihren Böse-Lehrerin-Blick auf. »Ein bisschen ernsthafter, bitte. Ja, Pavel?«

»Solange es mich gibt, Mädels«, Pablo schaute verführerisch in die Runde, »ist das völlig ausgeschlossen.«

Wieder Klassenkichern.

»Und diese Parteivögel«, schob Serge hinterher, »wollten bis 2050 dieses komische *Neusprech* einführen. *Doppelplusungut*.«

»Meine Herrschaften, wenn ihr keine ernsthaften Fragen oder Anmerkungen habt«, setzte die Clemens nach und schaute dabei Pablo und Serge streng an, »können wir ja gleich mal einen Test schreiben und anschließend mit dem Projekt anfangen.«

Serge fühlte sich angesprochen und wurde plötzlich kleinlaut: »Dieses *Doppeldenk* habe ich ehrlich gesagt nicht ganz verstanden.«

»Das ist auch nicht so einfach, Serhat. Kann das jemand erklären? Oder ein Beispiel geben vielleicht?«

»Ist das *Aussichtslos* nicht ein *Doppeldenk*?« warf Sonny in den Raum.

»Das musst du näher erläutern«, forderte die Clemens.

»Na, als damals das *Aussichtslos* oben auf dem Ihme-Zentrum aufmachte, bezog sich das auf den desolaten Zustand des Gebäudes, quasi auf den Blick nach unten. Vor der Verschickerung war das ja eine einzige Ruine. Die Aussicht war jedenfalls nicht gemeint. In fast hundert Metern Höhe ist die alles andere als aussichtslos. Das Café so zu benennen, war typische Lindener Selbstironie. Wenn da heute Touristen im *Aussichtslos* ihren Kaffee trinken, verstehen die den doppeldeutigen Namen überhaupt nicht mehr.«

»Und das ist *Doppeldenk*?« Frau Clemens' Frage galt als Appell an die ganze Klasse.

»*Doppeldenk* wäre doch eher«, meldete sich Ida zu Wort, »wenn der *Big Brother* das *Aussichtslos* in *Aussichtsreich* umbenannt und das Ihme-Zentrum als Bausünde nie existiert hätte, weil alle Dokumente, die das belegen, zerstört oder manipuliert wurden.«

»Sehr gut, Ida. Die Vergangenheit besitzt laut der Partei keine objektive Existenz. Deshalb ist die Vergangenheit veränderbar. Gleichzeitig ist die Vergangenheit nie verändert worden. Das ist *Doppeldenk* in Kurzform.«

»Aber was ist mit der Erinnerung der Menschen?« hakte Serge nach.

Ida aktivierte ihr E-Book und zitierte: »*Wie sollte man denn die offenkundigste Tatsache beweisen können, wenn außerhalb der eigenen Erinnerung keine andere Aufzeichnung mehr darüber existierte?*«

Achim schreckte hoch. Hatte er wirklich Noris Hand gehalten?

In den nächsten Wochen drehte sich alles um das Projekt. Der Platz neben Ida war noch immer leer. Das einzige Lebenszeichen von Nori war eine Postkarte. So eine aus Papier, wie sie bei Onkel Wolfgang in Reih und Glied über der Küchenkommode angepinnt waren. Nur nicht so speckig und vergilbt. Nori hatte sogar eine gezähnte Briefmarke draufgeklebt: Als Motiv Pippi Langstrumpf in lässiger Gewichtheberpose, den gar nicht *Kleinen Onkel* in die Höhe stemmend. Vorne *Hälsningar från Sverige* - Grüße aus Schweden - auf einem goldgelben Kreuz, ringsherum mittelblaue Seenlandschaften, ein karminrotes Holzhaus und ein fröhlich winkender Elch mit Zahnücke. Auf der Rückseite in Krakelschrift: *Wir treffen uns dort, wo keine Dunkelheit herrscht. Nori.* Ihre Geheimniskrämerei war tagelang das Klassenthema Nummer eins. Keiner wusste ihre Botschaft zu entschlüsseln. Warum war sich Achim nur so sicher, sie würde ausdrücklich ihn damit ansprechen? Auch wenn er keinen blassen Schimmer hatte, was sie ihm bedeuten wollte. Während Achim seinen Gedanken nachhing, erläuterte Frau Clemens noch einmal das Projekt: »1984 ist ein sehr düsteres, dystopisches Buch. Für unser Projekt 2084 müsst ihr es nicht wie George Orwell machen. Wir suchen positive Utopien, Zielvorstellungen, die dem Stadtteil und der Stadtpolitik eine Richtung geben können. Neue Ideen, Wünsche, kleine Stücke eines lebenswerten Alltags der Zukunft. Sucht euch ein Thema aus oder schreibt darüber, was euch umtreibt, was euch im Stadtteil wichtig ist.«

»Ich glaube nicht, dass sich viel ändern wird«, bemerkte Achim gleichgültig.

»Findest du das nicht ein bisschen naiv?«, spöttelte Sonny. Die Retourkutsche folgte prompt: »Wieso, Orwell schreibt das doch im Prinzip auch. Moment...« Achim kramte sein E-

Book hervor und scrollte auf Seite 244. »*Daraufhin entstand eine Schule von Denkern, die die Geschichte als einen zyklischen Prozeß interpretierten und damit zeigen wollten, daß Ungleichheit das unabänderliche Gesetz des menschlichen Lebens sei.*«

»Einen Schwarzseher wie dich hätten die doch längst *vaporisiert*«, mischte sich Hulki ein.

Es klingelte zur Pause. Alle sprangen auf.

»Ein Sekündchen noch!«, rief Frau Clemens. »Denkt bei dem Projekt daran: Die Welt ist nie so gut, wie es sich die Optimisten wünschen, aber auch nicht so schlecht, wie es die Pessimisten sehen. Ich möchte, dass ihr Optimisten seid.«

Achim versuchte optimistisch zu sein. Hoffte, Nori bald wiederzusehen. Die Sommerferien klopfen an die Tür. Und sonst musste er eben auf sie warten. Was sollte ihm diese mysteriöse Postkarte bloß mitteilen? *Wir treffen uns dort, wo keine Dunkelheit herrscht. Nori.* Gedankenverloren lief Achim durch Linden-Nord. Seine Jungs kamen in letzter Zeit ein wenig zu kurz. »Du mutierst langsam zur *Einmannminderheit*«, scherzte Pablo kürzlich. Es war die Sorte Scherz, die mindestens ein Fünkchen Wahrheit enthielt. Beim *Ravers*, gegenüber vom schmucken Hans-A-Platz, war das Schaufenster voll mit den neuesten Neopullis. Achim hätte am liebsten einen in Neonschwarz gekauft, das entsprach so ziemlich seiner Gemütslage. An die Außenwand der neuen *Printer's Paradise*-Filiale am Kötnerholzweg hatte jemand »Sorry about you're wall« gesprüht. Ist schon hart, eine Wand zu sein, dachte sich Achim und konnte zum ersten Mal an diesem Tag schmunzeln. An der Ecke Fössestraße teilte sich ein lavendelblauer *Bucklebus* in drei Richtungen. Wie reibungslos das Modellprojekt *Autofreier Stadtteil 2050* ablief, erstaunte ihn immer wieder. Obwohl ‚autofrei‘ nicht

ganz stimmte, autoreduziert traf es eher. Am Lindener Hafen stand eines der großen Pendler-Parkhäuser, von dort fuhren im Minutentakt + 24/7 die solarbetriebenen Shuttles Richtung Linden-Mitte und -Nord. Die wenigen Autos mit Kurzzeitberechtigung durften nicht schneller als Schrittempo fahren, und konnten es auch nicht, denn die Straßen Lindens waren längst in Beschlag genommen worden von den unmotorisierten Verkehrsgenossen. Wie eine verlassene Fabrik, die von der Natur zurückerobert und von wilden Kräutern und Gräsern überwuchert wurde, tummelten sich Drahtesel, Rollbretter und Tretroller aller Arten auf dem Asphalt, mittendrin einige schneidige Rollis, Rollatoren und Kinderwagen.

In der Rampenstraße, kurz vorm Küchengartenplatz, der seinem Namen wieder gerecht wurde, fiel Achims Blick auf eine digitale Litfaßsäule. Der *Teleschirm* bestand aus lauter Nullen und Einsen, die ständig ihre Farben wechselten, bevor sie eins wurden mit dem Hintergrund und sich dieser komplett verfinsterte: »Dort wo keine Dunkelheit herrscht«, war auf einmal zu lesen. Tagträumte er etwa? Darunter, in kleineren Buchstaben, las er: »Eine algorithmische Lichtinstallation«. Bevor er einen klaren Gedanken fassen konnte, lösten sich die Buchstaben in Nullen und Einsen auf, um sich wieder zu neuen Buchstaben zusammzusetzen: »TONIGHT, Lex Ex Machina, Ihmeplatz 4«. Achim schaute zum Campus-Hochhaus. Spähte um sich. Er war allein. Und mit seinem Latein am Ende. War das eben real? *Dort, wo keine Dunkelheit herrscht*. Hatte er das tatsächlich gelesen? Was hatte Nori damit zu tun? Wie passte das alles zusammen? Achim sammelte sich. Von *Lex Ex Machina* hatte er schon gehört. Das war ein Kollektiv schräger Kunstaktivisten, die unter ständig wechselnden Projekt-namen in Erscheinung traten.



Zuletzt hatten *Lex Ex Machina* Quelltextlesungen von Suchmaschinen und Dating-Plattformen als politisches Spektakel inszeniert. Wenige Sekunden später blinkte es erneut auf: »Dort wo keine Dunkelheit herrscht – Eine algorithmische Lichtinstallation«. Er musste da hin. Sofort.

Auf dem Ihmeplatz versammelten sich bereits die ersten Besucher. Überall waren Scheinwerfer und Laser installiert und projizierten lauter hüpfende Nullen und Einsen, die zwischen Campus- und Spinnerei-Hochhaus munter in der Luft tanzten und weiter oben in der Abenddämmerung wieder verschwanden. Wie aus einem zeitverkehrten Strudel wurden 0, 1, 0, 1, 0, 1, 0, 1 vertikal in die Häuserschlucht gespült. Erst als es dunkler wurde war zu erkennen, dass die Nullen und Einsen beständig ihre Farbe veränderten. Und es war zu erkennen, wohin sie wanderten: Auf den Türmen links und rechts vom Ihmeplatz 4 sammelten sich die Zahlen und bildeten verschiedene, ständig mutierende Länderflaggen. Die Projektion links war akkurat und rechtwinklig, den echten Fahnen täuschend ähnlich, rechts hingegen war sie unproportioniert und verwaschen. Dort wurden aus Strichen Wellen, aus Sternen Blätter, aus Kronen Kappen, aus Sonnen Sombreros, aus Halbmonden Bananen, aus Hammer und Sichel Messer und Gabel.

Das Lichtspektakel in dieser tiefblauen, sternenklaren Nacht lockte immer mehr Leute an. Aus allen Richtungen eilten die Menschenmassen herbei: von der Limmer- und Deisterstraße, vom Lindener Markt und Berg, aus der Stadt und selbst vom Land. Je mehr Menschen sich auf den Platz drängten, desto mehr Nullen und Einsen erfüllten den Nachthimmel. Die Flagge Schwedens erschien als eine der letzten. Rechts formte sich eine goldgelbe Lanze. Und bohrte sich in Achims Herz. Wo steckte Nori bloß? War sie noch in

Schweden? Oder irgendwo in der Nähe? Konnte sie ihm kein Zeichen geben?

Das Ihme-Zentrum war mittlerweile erfüllt von Farben, nur weit und breit kein Kupferrot. Achim schaute in der Menge umher, alle sahen gebannt nach oben. Hilflos lief Achim von links nach rechts und wieder zurück. Nichts. Allmählich verschmolzen die unzähligen Nullen und Einsen miteinander, wurden zu einem schwarzen Etwas, das nach und nach jede Farbnuance aus den Türmen verdrängte, und erst den Turm rechts, dann links erfinstern ließ.

Wir treffen uns dort, wo keine Dunkelheit herrscht. Das hatte Nori geschrieben. Nur wo sollte das sein? Wie konnte er sie finden? Während das Publikum zu seinen Wohnungen und den Ausgängen des Ihme-Zentrums strömte, begab sich Achim zum eben noch illuminierten Campus-Hochhaus. Intuitiv nahm er die Treppe. Wie ein hängengebliebener Schrittzähler zählte Achim Schritt für Schritt. 0, 1, 0, 1, rechter Fuß, linker Fuß, rechter Fuß, linker Fuß. Erster Stock. 0, 1, 0, 1, rechter Fuß, linker Fuß, rechter Fuß, linker Fuß. Zweiter Stock. 0, 1, rechts, links. 0, 1, rechts, links. Etage um Etage, 0, 1, der Trance schon nahe, rechts, links, bis nach oben. *Aussichtslos.* Und das war es. Buchstäblich. Eine frische Brise ließ ihn erschauern. Zwei Minuten hasste er die Welt. Er blickte in die Tiefe. Klammerte sich ans Geländer. Der Ihmeplatz glich einem Ameisenhaufen, die dunklen Punkte bewegten sich wie ferngesteuert, nach einem System, das er nicht durchschaute. 0, 1. Sein Blick wanderte zur Ihme. Links, rechts. Von der Ohnesorg-Brücke nach Süden. Zum Stadion und Schützenplatz. Das Riesenrad drehte und drehte und drehte sich. Immerzu grell blinkend. Der *Hai-Tower-Hai* zwinkerte unermüdlich herüber. *Die drei warmen Brüder* grüßten nicht zurück. Achim überfiel

eine tiefe Müdigkeit. Versank immer tiefer in dem Wirrwarr seiner Gedanken. O, 1, rechts, links. Von hinten vernahm er eine Stimme. Wie die einer Nymphe. Sie sang eine liebliche Melodie: »*Just wait until it's over / Just wait until it's through*«. Seine Hand löste sich vom Geländer. Sie schwitzte gar nicht. Da war noch eine andere Hand. Rau und warm. Zart erfasste ihn ein sommerlicher Luftzug. Verführerisch der Vanilleduft, der ihn umwehte.

Text von Stefan Thoben

Ein Schultag

Die Tür klemmte. Wie immer. Same procedure as every day! „Kacke, verdammt!“, stieß sie hervor und fügt dann ein entschuldigendes „Astaghfirullah“ hinzu. Fluchen war befreiend, aber zunächst mal ziemlich unislamisch, zumindest gemäß Schema F. „Scheiß drauf“, dachte sie in solchen Fällen. *Wenn die Menschheit zu sündigen aufhörte, würde Allah eine andere erschaffen!* hieß es außerdem in einer authentischen islamischen Überlieferung. Nicht jedem leuchtete diese Logik sofort ein. Herrn Lizba jedenfalls nicht, dessen Gehör angesichts seiner 85 Jahre wirklich in imposantem Zustand war. Soeben lugte er missbilligend hinter der vergilbten Spitzengardine hervor. Es gab nichts, was man vor seinen Augen oder Ohren verbergen konnte, sogar Streitereien verfolgte er irgendwie über zwei Stockwerke hinweg, indem er seine Ohren an die metallene Therme presste.

Sie tat so als hätte sie nichts bemerkt und versetzte der frisch gestrichenen Tür einen Extra-Tritt, weil sie wusste, dass Herr Lizba sich darüber noch mehr aufregen würde. Im Prinzip mochte sie alte Leute aber manche Stasitypen nervten einfach, ungeachtet ihres Alters. Dann holte sie das Fahrrad unter der Plane hervor. Das Schmuckstück konnte auch mal wieder eine Überholung gebrauchen. Heute war ja Mittwoch, fiel ihr ein. Ab fünf hatte die Stadtteil-Werkstatt geöffnet. Das mit den kostenlosen Fahrrädern war eine tolle Idee gewesen. Eine Aktion der linken Spirituellen, die seit letztem Jahr im Landtag die Mehrheit bildeten. Die Schrippen waren strunzhässlich und primitivst, klauen tat sie daher keiner, aber sie rollten! Seitdem Hannover noch grüner und außerdem autofreie Zone war, machte das Radfahren sogar

im Winter Spaß. Naja, fast. Jedenfalls tat es wirklich gut. Sie schluckte den Rest Avocadobrötchen runter, schwang sich auf die rostige Möhre und trat kräftig in die Pedale. Es war noch kühl und ein selten klarer Tag. Früher fuhren benzinbetriebene Autos sogar in ihrer Straße und es hatte immer ziemlich gestunken. Das wusste sie noch gut. Jetzt roch die Luft irgendwie nach Paradies. So wie früher nur in den Stadtrandgebieten, zum Beispiel in diesem Wäldchen bei Marienwerder, und selbst da nicht immer. Während sie um die Ecke rollte, blendete die Sonne sie unnötigerweise just in der Sekunde, als sie auf die Apothekenuhr guckte und beinahe hätte sie die junge Frau vor sich mitgenommen. Schon zehn vor zehn! Blöd! Zuspätkommen war zwar kein Problem bei Gesa, aber trotzdem waren meist alle pünktlich. Sie wollte das Frühstück und die erste Stunde auch auf keinen Fall verpassen. Tai-Chi ballerte, fand sie. Diese taoistische Mischung aus Ruhe und Bewegung war eigentlich genau Islam, und noch genialer als Za-Zen, was sie letztes Halbjahr gehabt hatten. „Das ist Bidaa!“ hatte der Salafi-Typ von gegenüber ihr kürzlich erklärt. Eine ‚unislamische Neuerung‘ also. „Das wüsste ich aber“, hatte sie entgegnet. Um religiös fundierte Argumente war sie nie verlegen. *Suchet die Weisheit, und wenn Ihr bis nach China gehen müsst!*, hatte sie den Propheten zitiert. Und das war eine verdammte Lebensaufgabe! Der wahre Märtyrer, das wusste eigentlich jeder der die islamischen Basics kannte, war jemand, der sein Leben der Suche nach Wahrheit, Weisheit und Wissen widmete und alles, was heilte, war per se islamisch, denn die Wortwurzel des Wortes Islam bedeutete ‚heil sein‘. Praktisch jeder wusste das. Nur der natürlich nicht. Kategorie gewaltaffiner Versager, der rein zufällig beim Islam gestrandet war und ihn zu einer Fascho-Ideologie zu verdrehen versuchte. Früher wäre er vermutlich bei der NPD gelandet. Es war nicht nur die Freiheit, die Pluralität, das

Multikulti, das viele heute überforderte. Manche kamen auch schlichtweg mit dem Glück nicht klar. Komisches Phänomen! Sie hielt kurz an, um an diesem undefinierbaren, schrillen Genossenschaftsladen ihr Wasser aufzufüllen. Man konnte dort regionales Bio-Gemüse kaufen und verkaufen, und noch so einiges andere, z.B. reden, duschen, Sachen ausleihen, Massagen kriegen. „Tag!“, sagte die nette Dicke, die irgendwie immer hier war. Wahrscheinlich wohnte sie im hinteren Bereich. „Bedien dich! Kannst auch die Äpfel da mitnehmen!“ – „Danke, hab jetzt keine Zeit!“, erwiderte sie und revanchierte sich mit einem Lächeln. Nach zehn Sekunden war sie wieder vor der Tür. „Beeil dich, Mensch!“, schrie es von irgendwoher und ein Fahrrad zischte an ihr vorbei. Jehangir wahrscheinlich. Sie sprang aufs Rad und raste hinterher. Wenige Minuten später stand sie vor der Schule. Irgendjemand hatte über Nacht knallige und lustige Graffiti an die Wand gesprüht, die unverkennbar einige Lehrer darstellen sollten, sowie Herrn Singh und den Hausmeister, der Trisomie 21 hatte und unglaublich lieb war. Seitdem Graffiti fast überall geduldet wurden, hatten die Sprayer mehr Zeit und waren mit mehr Herzblut bei der Sache, was sich auf die Qualität auswirkte. Sie waren jetzt meistens wirklich dekorativ, und sehr kreativ sowieso, allemal besser als graue Mauern. Während sie das Rad im Ständer parkte, schlurfte der tiefenentspannte Sympathieträger Nummer zwei der Schule durch die Eingangstor. „Herr Singh! Nicht zumachen!“, rief sie ihm zu. Ein turbantragender Rektor, der nett ist und zu spät kommt! Früher war Mama in diese Schule gegangen. Die Junglehrer hatten damals oft Schlipse um und trugen Schüler – ungelogen! – für 30-sekündiges Zuspätkommen ins Klassenbuch ein. Armselige Pseudo-Pädagogen. Selbst schon längst gleichgeschaltet und fremdbestimmt, war es ihr oberstes Ziel gewesen, als verlängerter Arm des neoliberalen

Staates die Kinder zu brauchbarem Humankapital zu verwursten. Das war vor dem großen Knall gewesen. Irgendwann war der gekommen. Innen und außen, in der Psyche, Wirtschaft und der Politik, überall gleichzeitig war der ganze Scheiß kollabiert. Wie Phönix aus der Asche war dann aber etwas Neues entstanden. So ähnlich wie bei der kleinen rosa Rose auf ihrem Balkon zu Hause. Sie hatte gedacht, die sei hinüber und war nur zu faul gewesen, sie wegzuschmeißen. Und jetzt blühte sie wie nie zuvor! „Mach hin!“, sagte Herr Singh, der seinen drolligen indischen Akzent nie losgeworden war. „Wir sind doch nicht im Punjab hier!“, fügte er augenzwinkernd hinzu. „Vergess’ ich auch immer wieder...“

Kein Bürgergeld, Miete zahlen, keine Zeit zum Nachdenken – muss ein Alptraum gewesen sein, das Leben damals... Die Tür fiel hinter ihnen zu.

Nach dem Frühstück und Tai-Chi fühlte sie sich unglaublich aufgetankt, fast high. ‚Leben‘ hatten sie jetzt, in der Zweiten und Dritten, danach Mathe und Englisch. Früher war ‚Leben‘ ja ein Synonym für ‚Arbeiten‘ gewesen. Das war echt eine andere Welt. Heute hieß ‚Leben‘ einfach ‚leben‘. Also: Wie man so lebt, dass man sich lebendig fühlt. Momentan ging es um Kinder. Kinder kriegen, von Kindern lernen, mit Kindern leben. In der Oberstufe waren alte Leute dran, und ‚Mit allen Sinnen denken‘, was auch ziemlich ziemlich interessant klang. Alle versammelten sich jetzt kleckerweise auf dem Hof. Die durchgeknallte Schwarz stand auf der obersten Treppenstufe. „Also, Zuspätkommen geht!“ schrie sie jetzt, und das Gemurmel verstummte, weil alle sie irgendwie mochten und Respekt vor ihr hatten. Durchgeknallt war Schwarz nicht allein, weil sie früher eine Frau namens Rosa gewesen und außerdem zum Islam konvertiert war. Durchgeknallt vielmehr, weil sie einfach durchgeknallt war.

Auch dieses Wort hatte einen Bedeutungswandel durchgemacht. Früher hatte das mal ziemlich abwertend geklungen. Heute war es etwas ziemlich Positives. Schwarz war fast wie Uroma. So spontan, kreativ und witzig zu sein, einen dermaßen weiten geistigen Horizont zu haben – ohne dabei ein desorientierter Schizo zu werden, das musste Schwarz erstmal wer nachmachen. Früher wurden solche Leute Säufer, weil die Gesesellschaft ihnen null Respekt zollte. Hatte Oma erzählt, die ihre islamische Religion allerdings von der Säuferkarriere abgehalten hatte. Heute war es umgekehrt, es gab keine einseitige Definition von psychischer Gesundheit oder Lebensfähigkeit mehr. Stattdessen konnten sich kreative und spirituelle Menschen der Achtung aller sicher sein, das half sogar bei der Jobsuche.

Schwarz war heute barfuß, weil das erdete. In der Zweiten oder Dritten hatten sie das gelernt, und Schwarz zog das fast den ganzen Sommer über durch. Dazu trug er ein Niqab, dieses Gesichtsschleierding, denn ein bisschen fühlte er sich wohl immer noch als Frau und manchmal kam man echt mit den Personalpronomen und ‚Herr‘ und ‚Frau‘ durcheinander, aber das war okay für ihn. Er fühle sich gut mit dem Niqab, hatte er mal erklärt. „Also, noch mal. Zuspätkommen geht, wisst ihr ja. Wir treffen uns in ungefähr 30 Minuten wie üblich und warten dann noch ein bisschen. Aber wehe, ihr habt kein Kind dabei!“ „Meine Nichte ist aber gestern vom Sofa gefallen. Die kann nicht!“, rief Bubu von hinten und einige lachten. „Hast du nur eine, oder was?“, fragte Schwarz etwas genervt. Manchmal war es echt nervig, wenn man verächtliche Untertöne bei den Lehrern raushörte, weil eine Familie nur wenige Kinder hatte. Da stieß die Toleranz selbst aufgeschlossener Leute gelegentlich an ihre Grenzen. Schließlich war es eine persönliche Entscheidung, ob man

Kinder wollte oder nicht und außerdem war Kinderlosigkeit ja auch nicht immer freiwillig! „Egal. El-Haidari leiht dir eins, stimmt’s, El-Haidari?“ „Geht klar“, entgegnete El-Haidari, „Eva hat gestern eh Stress gemacht, weil sie unbedingt mit wollte.“ Fast alle Kinder liebten es, mit den Großen zusammen Geschichten zu erfinden oder im Wald Baumhäuser zu bauen.

To be continued. In Gedanken, schriftlich oder im realen Leben.

Text von Anja Hilscher

Herrn Lindentriebs verrückte Reise durch die Zeit

Ein jedes Kind kennt Daniel Düsentrieb, diesen zerstreuten Erfinder aus Entenhausen, der unermüdlich Patente anmeldet, diesen immerzu hilfsbereiten Gutmenschen, der angetrieben wird von der unerschütterlichen Hoffnung, eines Tages jene Erfindung zu machen, auf die die Welt nur gewartet hat. Zu den genialen wie unnützen Kreationen, die dabei herausgekommen sind, gehören Hängematten-lufthaken, Kaugummibäume, behaarte Türklinken für kalte Winter, heißes Eis für heißen Eistee, nicht zu vergessen das legendäre Dunkellicht, das helle Räume dunkel macht. Weniger bekannt sind die Pionierleistungen des fleißigen Hühnervogels: Seine Blitzauffangkammer erzeugte Ökostrom, viele Jahrzehnte bevor dies gesellschaftlich konsensfähig wurde und auch die Politik das irgendwann erkannte. Und mit einer skurrilen Landwirtschaftsmaschine, die vollkommen ohne tierische Gehilfen Milch und Wurst aus Wasser und Erde herstellt, wurde der Diplom-Ingenieur zum Vorreiter einer ethischen Tierhaltung; die einhergehende Arbeitersparnis auf Oma Ducks Bauernhof ermöglichte das allererste bedingungslose Grundeinkommen.

Frei nach dem düsentriebschen Motto *Besser gut abgeschaut als schlecht selber gebaut* handelt diese Lindener Kurzgeschichte von Daniel Lindentrieb. Ein charmanter, aber eher scheuer Zeitgenosse in den besten Jahren, mit einer für sein Alter imposanten Haarpracht, bedeckt von einem vogelnestähnlichen Hut. Seine lange, hagere Gestalt wurde kaschiert von einer zwei Nummern zu großen

Cordhose, während seine grünschwarze Lieblingsweste ein wenig eingelaufen war bei einem Testlauf seiner mittlerweile patentierten Camping-Waschmaschine im Handtaschenformat. Statt einer umtriebigen Glühbirne namens Helferlein stand dem sympathischen Zausel einzig und allein ein lebloses Smartphone zur Seite. Auch beim anderen Geschlecht blieb der Erfolg aus.

Seit vielen Jahren war Herr Lindentrieb angestellt als Techniker im linken Turm des Lindener Heizkraftwerks, besser bekannt als 'Die drei warmen Brüder'. In seiner Freizeit werkelte er bis tief in die Nacht auf seinem Basteldachboden, der längst am Überquellen war vor lauter halbfertigen Projekten. Überhaupt war sein Tagesablauf nach dem Berufseinstieg immer der gleiche geblieben: Jeden Morgen um Punkt 7 Uhr rutschte er aus seinem Hochbett in die Duschröhre mit Abtrocknefunktion, kurz darauf schon bestellte er sich unten am Kiosk einen Kaffee zum Mitnehmen und lief in seiner stets leicht nach vorne gebeugten Körperhaltung durch die Straßen Lindens zu seiner Arbeitsstelle bei den Stadtwerken. Sein schwebender To-Go-Becher mit integriertem Regenschirm war ihm immer einen Schritt voraus. Seine Mittagspause verbrachte Herr Lindentrieb am liebsten auf der lebhaften Limmerstraße, sein Feierabend begann um 17 Uhr und verdiente diese Bezeichnung nicht. Herr Lindentrieb wohnte allein im Dachgeschoss eines alten, beengten Arbeiterwohnhauses und auch wenn seine Nachbarn freundlich und zuvorkommend waren, beschränkten sich seine sozialen Kontakte bis auf wenige Ausnahmen auf die von ihm bevorzugten Einzelhändler in Linden-Nord.

So lebte Herr Lindentrieb sein Leben, Jahr für Jahr, Jahrzehnt für Jahrzehnt, bis er sich eines schicksalhaften

Tages mit seinem brandneuen Skateboardhaftspray zum Skatepark aufmachte, und dort, hinten im Brachland am Lindener Hafen, das PLATZprojekt entdeckte. Er war verzaubert. Wie in einen Bann geraten. Diese endlosen Möglichkeiten! Ihn beeindruckte auch der große Zusammenhalt der PLATZbewohner, die bedingungslose und jederzeitige Unterstützung untereinander. Angelegt als soziales Experiment, war das PLATZprojekt eine Spielwiese für Kreativität und Innovation, eine Keimzelle für etliche Startup-Unternehmen. In den bunten, umfunktionierten Containern auf dem PLATZprojekt gab es eine App-Factory, ein Kleiderkabinett, eine Modeboutique mit offenem Nähatelier, eine Literaturwerkstatt, einen Bartschneidesalon, eine Massage-Box und ein Tätowierstudio. Die monatlichen Kosten waren dank staatlicher Zuschüsse gering, die Betreiber jung, hip und ausgeflippt. Obwohl Herr Lindentrieb weder jung noch hip und nur unfreiwillig ausgeflippt war, kündigte er von heute auf morgen seine gut bezahlte Stelle im Heizkraftwerk, mietete sich einen Container und baute ihn innerhalb weniger zum Tag gemachter Nächte zu einem solar- und windbetriebenen ErfinderMobil um, mit dem er zu Kunden im gesamten Stadtgebiet fahren konnte. Jeden Tag lebte er nun seinen lange gehegten Traum vom Erfinderdasein. Jeden Abend, manchmal auch schon eher, kehrte er wieder auf dem PLATZprojekt ein, nächtigte meist in seinem Container und zimmerte schon in aller Frühe an seinen neuesten Schöpfungen herum.

Nach anfänglichem Argwohn der PLATZkollegen machte ihn seine nimmermüde Hilfsbereitschaft schnell zur guten Seele des PLATZprojekts. Liebevoll wurde er 'Onkel Daniel' gerufen, war er doch mindestens doppelt so alt wie seine Mitstreiter. Da es auf dem Platz und im Stadtteil immer

reichlich zu tun gab, konnte er sich vor Aufträgen kaum retten, entsprechend chaotisch sah der Platz neben seinem ErfinderMobil aus. Zu seinen erfolgreichsten Erfindungen zählten der Straßenbahnentquietscher, die Spülmaschinen-ausräummaschine, das Anti-Acrylamid-Pommessalz und der Outdoor-Stöckelschuhaufsatz. Die Grillabende und Picknicke auf dem PLATZprojekt waren das reinste Vergnügen, seit Herr Lindentrieb seine fliegenden Fleischstücke zur Wespenablenkung enthüllt hatte. Als Dankeschön für die Erfindung transparenter Tattoos hatte ihm die Tätowier-Crew ein Tattoo geschenkt. Herr Lindentrieb nahm dieses Angebot zwar nur widerwillig an, entschied sich aber letztendlich für eine tanzende Glühbirne in Herzform, allerdings an einer Körperstelle, die sonst niemand zu Gesicht bekam. Trotz seines fortgeschrittenen Alters war aus dem schüchternen Herrn Lindentrieb ein geradezu geselliger Mensch geworden, nahezu symbiotisch mit dem PLATZprojekt, das durch Herrn Lindentriebs Ideenreichtum und unablässige Schaffenskraft florierte und im Lande seinesgleichen suchte.

Eines Tages dann fragte ihn Trong aus der Literaturwerkstatt nach einer Zukunftskamera. Die außergewöhnliche Anfrage verwunderte Herrn Lindentrieb: „Eine Zukunftskamera?“

„Ja, Daniel Düsentrieb hat mal so was konstruiert, kannst du das auch?“

„Dem Ingeniör ist nichts zu schwör“, grinste Herr Lindentrieb. Nachdem er das Helferlein-Herzchen-Tattoo bekommen hatte, war es zum Running Gag des PLATZprojekts geworden, wenn er wie sein Namensvetter aus Entenhausen redete. „Ich erfinde alles. Nur ist Datenschutz wie du weißt ein sensibles Thema. Nicht, dass uns die Subventionen gestrichen werden. Weshalb willst du überhaupt in die Zukunft schauen?“

„Die Faust sucht zurzeit utopische Kurzgeschichten, wie Linden im Jahr 2050 aussehen wird“, erklärte Trong.

„Hmmm, wie wäre es denn gleich mit einer Zeitmaschine? Wollte ich schon immer mal bauen. Und ich würde mich auch als Versuchskaninchen zur Verfügung stellen, in meinem Alter habe ich ja nichts mehr zu verlieren.“

Trong war von der Idee hellauf begeistert, und so machten sich die beiden sogleich ans Werk. Die Funken sprühten Tag und Nacht, jede freie Hand eilte zur Hilfe, und exakt eine Woche später, an einem Sonnabendabend, stand eine formvollendete Zeitkapsel mitten auf dem PLATZprojekt, mit großen Augen bestaunt von den PLATZkollegen, die neugierig aus ihren Containern herbeigeströmt waren.

„Kann es losgehen?“ Trong war voller Vorfreude.

Herr Lindentrieb warf einen letzten Blick auf die Zeitkapsel, drückte einige grüne und rote Knöpfe, legte einen Schalter um, der etwas klemmte, was wiederum eines der rostigen Zahnräder in Bewegung setzte. Die Außenbeleuchtung fing wild an zu blinken. Herr Lindentrieb rückte seine Nickelbrille zurecht, setzte dann zu einer Schimpftirade an: „Verflixter Mist und zugenäht...“

„Was ist los?“, erkundigte sich Trong.

„Bei der Paritätsprüfung ist ein Bitfehler aufgetreten. Der Wert ist ungerade. Ich muss noch eben die Kopplung des Parity-Bits modifizieren.“

Trong stand ein riesiges Fragezeichen ins Gesicht geschrieben, während Herr Lindentrieb eifrig tippte und schraubte. Erst nach mehreren Minuten erklärte er es so, dass auch Trong es verstehen konnte:

„Das Parity-Bit gewährleistet die Datenübertragungssicherheit. Sonst könnte ich einer Zeitschleife steckenbleiben. Oder mein Kopf landet in der Steinzeit und meine Hände in der Zukunft. Wie soll ich dann noch die

Zeitmaschine bedienen? Aber nun sollte alles stimmen.“

Herr Lindentrieb tätschelte die Zeitmaschine, es wirkte fast wie ein ermutigendes Schulterklopfen. Auf dem Touchscreen neben dem Eingang erschien ein Türsymbol, Herr Lindentrieb aktivierte es, die Tür öffnete sich prompt. Zum Vorschein kam ein ziemlich unbequem anmutender Sattel mit Leopardmuster, Herr Lindentrieb nahm darauf Platz ohne zu bemerken, dass die versammelten PLATZkollegen in sich hineinschmunzelten. „Bis später, hoffentlich“, rief Herr Lindentrieb, gerade bevor die Tür knarrend zufiel. „Hals- und Beinbruch“, entgegnete Trong und streckte ihm schnell noch den erhobenen Daumen entgegen.

Ohne auch nur ein einziges Geräusch zu machen, setzte sich die Zeitkapsel in Bewegung, rüttelte und schüttelte sich und machte dann einen mächtigen Satz in den Lindener Abendhimmel. Herr Lindentrieb wusste nicht mehr, wo oben und wo unten war. Durch die völlige Stille in der Kapsel verlor der Erfinder ganz und gar sein Zeitgefühl. Irgendwann, vielleicht waren 35 Sekunden vergangen, vielleicht auch 35 Minuten, 35 Tage, 35 Monate oder gar 35 Jahre, erfolgte eine Bruchlandung am Küchengarten: kopfüber auf den Asphalt, von der Kapsel keine Spur mehr. Mühsam begann Herr Lindentrieb sich aufzurappeln, ein paar jugendliche Skater schienen kaum Notiz von ihm zu nehmen. Ein Radfahrer bremste ab: „Kann ich Ihnen helfen?“

„Nein, alles gut, danke“, stotterte Herr Lindentrieb. Er schaute zum Heizkraftwerk. 'Die drei warmen Brüder' waren wie immer wunderbar beleuchtet, diesmal gar im kompletten Farbspektrum zwischen Ultraviolett und Infrarot, in den Farben eines Regenbogens. In ihrem Schatten, verlottert wie eh und je, strahlte das Ihme-Zentrum diese gewisse urbane Wildnis aus, die einen so starken Reiz auf Herrn Lindentrieb

ausübte, ihn wie ein Magnet anzog und wieder abstieß, immer aufs Neue seinen Erfindergeist inspirierte, um ihn schließlich ein weiteres Mal abzuschrecken; der Betonkoloss erschien ihm einfach einige Nummern zu groß. Vor dem belebten Supermarkt an der Straßenbahnhaltestelle floss das Bier literweise, verrauchte Stimmen hallten durch die Häuserschlucht, auch hier war alles mehr oder weniger unverändert. Noch immer leicht benommen schlenderte Herr Lindentrieb die Limmerstraße entlang. Vor jedem Kiosk saßen die Leute gemütlich dicht an dicht; die Bars, Lokale und Falafelbuden freuten sich übers Geschäft, alle möglichen kulinarischen Düfte machten ihm den Mund wässrig. Wie lange hatte er nichts gegessen? Bei Linden Burger gönnte er sich eine große Portion Pommes mit Majo, sein absolutes Leibgericht. Gegenüber vom Imbiss wurde munter musiziert, eine Jazzcombo gab *So What* zum Besten. Das 'Limmern' war wohl immer noch schwer angesagt, dachte sich Herr Lindentrieb.

Aber eigentlich war alles wie im Jahr 2015. Ein buntes, lebenslustiges, lautes Linden. Vielleicht war die Zeitkapsel doch nicht korrekt programmiert gewesen. Hätte die Paritätscodierung etwa gerade und nicht ungerade sein müssen? Herr Lindentrieb war verwirrt. Mit den letzten Pommes in der Hand machte er sich auf den Weg zu seinem Stammkiosk, um zu prüfen, ob sich dort etwas geändert hatte, ob sein Kioskmann Serhat um 35 Jahre gealtert oder ganz der Alte war. Herr Lindentrieb kam an einigen originell bemalten Hauswänden vorbei, die ihm vorher nie aufgefallen waren, was mitunter der Tatsache geschuldet war, dass er in der Regel ein klares Ziel vor Augen und deshalb keinerlei Muße hatte, auf dem Weg von A nach B nach links und rechts zu schauen. Es versteht sich von selbst, dass das in diesem Moment, wegen der ganz besonderen Umstände

jenes Tages, anders war. Auch war er normalerweise kein großer Kunstversteher. Nun sinnierte er zum ersten Mal in seinem mittellangen Leben über Street-Art, über Schablonenkunst und meterhohe farbenfrohe Graffitis, und fragte sich, ob das schon immer so gewesen war. Sein Kiosk war in einem Eckhaus parallel zur Limmerstraße, auf den ersten Blick unverändert, wie so vieles andere auch. Als er den Türgriff herunterdrückte, ertönte wie gewohnt die Türglocke. Doch irgendetwas war anders. Das eigentlich so vertraute Geräusch der Metallbimmel fuhr ihm tief ins Mark, völlig unvorbereitet, wie der Tiefschlag eines Schwergewichtsboxer. Ihm wurde schwindelig und ehe er sich versah, verlor er das Bewusstsein und sank zu Boden. Herr Lindentrieb war k.o.

Es verging einige Zeit, vielleicht waren es 35 Sekunden, vielleicht auch 35 Minuten, 35 Tage, 35 Monate oder gar 35 Jahre, ohne zu wissen, in welche Richtung der Zeitstrahl sich dabei bewegte, bis Herrn Lindentrieps Sinne zu ihm zurückkehrten und er die Augen langsam öffnen konnte. Unzählige erwartungsfrohe Gesichter blickten ihn an. „Ey, Onkel Daniel, du warst ganz schön lange weg“, durchbrach Trong die Stille. Herr Lindentrieb reagierte nicht, seine Gedanken steckten offensichtlich noch irgendwo in dem Zeitloch fest. „Nun sag schon, wie war es denn?“

Herr Lindentrieb sammelte sich, es dauerte einige Sekunden, vielleicht auch Minuten, bevor er seine Sprache wiederfand: „Ähm, ich glaube die Zeitmaschine ist Schrott. Alles war wie immer.“

Enttäuschte Gesichter auf dem PLATZprojekt. Vor allem Trong war fassungslos.

„Das kann doch nicht wahr sein. Was soll ich nun in meiner Kurzgeschichte schreiben?“

Herr Lindentrieb war kein Philosoph und die

Gehirnerschütterung kam noch erschwerend hinzu. Trotzdem war der verpeilte Tüftler bemüht, eine Antwort zu finden, die seinen jungen Schriftstellerfreund zufriedenstellen würde.

„Schreib doch, dass Linden 2050 genauso sein wird wie heute.“ Herr Lindentrieb ließ seine Worte sacken. Nie war das PLATZprojekt so still und andächtig gewesen wie in diesem Augenblick. Einige Sekunden später, womöglich waren auch schon Minuten ins Land gegangen, fiel Herr Lindentrieb noch etwas ein: „Eine bessere Utopie kann es doch gar nicht geben.“

Text von Trong Beagle

935 Jahre Linden

Kevin ist mal wieder spät dran.

Es gehört einfach nicht zu seinen Lieblingsaktivitäten das Gemüse zu wässern, aber der Sommer ist wieder mal heiß und es muss getan werden. So geht er flotten Schrittes gen Schnellwegbrücke, am Steigertahlzentrum vorbei, und grüßt nur im Vorbeigehen die Spieler und Spielerinnen, die sich dort auf der Wiese tummeln. Menschen vieler Nationen, die hier seit Gründung des Zentrums im Jahre 2016 leben und arbeiten, spielen dort zusammen und das in Linden-Limmer gegründete Projekt ist zum Vorbild der anderen zahlreichen interkulturellen Lebenszentren geworden, welche die Stadt Hannover eingerichtet hat. Kevin spielt gern mit, vor allem bei den traditionellen Backgammon-Turnieren, wo er laut den sogenannten und selbstgekürten Experten für einen ursprünglichen Nordeuropäer gar nicht so schlecht ist. Man lacht gerne und viel. Doch gerade gibt es anderes zu tun.

Auf der Schnellwegbrücke angekommen muss er etwas warten, denn die Pumpe in der Nähe seiner Parzelle ist in Benutzung. Er wechselt ein paar Sätze mit dem Nachbarn. Eigentlich ist der nicht so sein Typ.

François ist einer dieser Jüngeren, die ganz selbstverständlich nutzen, was so hart erarbeitet wurde. Kevin sind sie manchmal zu oberflächlich. Kommt hinzu, dass sie kaum eine Ahnung vom Gärtnern haben. Und und und... irgendetwas stimmt nicht mit ihm, jedenfalls mag Kevin ihn nicht besonders. Er merkt selbst dass dabei etwas Unbewusstes eine Rolle spielen muss, aber er glaubt nicht, dass es um Sexualität geht, wie Frauke behauptet. Sie meint nicht, dass Kevin etwas gegen Homosexuelle hat, aber sie

hatte mal gesagt, dass er die Lockerheit der jüngeren Generation einfach suspekt fände. Da sei er einfach ein alter Spießer, hatte sie ihn angelacht. Für Kevin seien Sex und eine Beziehung noch etwas sehr Bedeutsames, fast Heiliges, während die jungen Leute das spontaner sähen. Kevin war sich so entschieden sicher, dass sie Unrecht hatte, dass er gleichzeitig wusste, dass irgendetwas dran sein musste. So viel von diesem komplizierten Zeug rund um Gefühle hatte auch er verstanden. Aber er findet es einfach Mist, wenn es zwischen Menschen so unverbindlich zugeht. Punkt! Frauke hatte gelacht und gemeint, er sähe gerade aus wie ein beleidigter, zwölfjähriger Junge. Das hatte seine Laune nicht wirklich verbessert. Später hatte sie ihn liebevoll einen tollen Sturkopf genannt, aber die Geschichte geht Kevin nicht aus dem Kopf, wenn er an François denkt.

„Ordentlich heiß heute“, eröffnet François das Gespräch, wie es unter Gartennachbarn nicht unüblich ist.

„Wird noch heißer und morgen wahrscheinlich auch“, brummt Kevin und hofft, damit das Gespräch im Keim zu ersticken. Jedenfalls ist das Wetterthema schon mal durch.

„Hast du heute noch was Schönes vor?“, fährt der Jüngere unbeeindruckt fort.

„Nicht wirklich“, ist die ehrliche Antwort, aber Kevin merkt, wie er sich fast schämt. Warum verändert er heute nicht noch etwas mehr Welt? Sein Ethos bricht wieder Bahn und gleichzeitig ist er ein bisschen wütend. Etwas Schönes vorhaben, das ist alles, was die Jüngeren interessiert.

François plaudert einfach weiter: „Ich habe heute den ganzen Tag Zeit für den Garten. Die Blumen und das Gemüse pflegen, vielleicht etwas zur Wiese zum Spielen gehen.“ Und er lächelt völlig entspannt und schaut träumerisch zu seiner kleinen Parzelle herüber, während er die Pumpe bedient.

Das ist typisch, denkt der wütende Teil von Kevin. *Nur*

Genuss haben sie im Kopf. Wir haben gekämpft und hatten keine Blumen, sondern die Welternährung im Kopf.

„Ich hoffe, dir fällt auch noch was ein.“

„Na ja, mal schauen“, brummt Kevin und in nörgelndem Ton fährt er fort: „Sag' mir bitte Bescheid, wenn die Pumpe frei ist. Ich guck schon mal nach dem Gemüse.“ Schnell wendet er sich seinem Garten zu, obwohl alles längst zum Besten bestellt ist. Seine Parzelle ist dank seiner Erfahrung eigentlich immer tipptopp. Er kennt alle Tricks und alle Lehren der Permakultur und weiß sie auch anzuwenden. Aber von François will er gerade dringend weg und so geht er zur Brüstung, um auf andere Gedanken zu kommen.

Er schaut von der Brücke auf die Leine.

Schwer vorstellbar, dass man diesen Ausblick früher einmal nur mit Autolärm genießen konnte.

Vor der Schließung für den Verkehr waren hier Tag für Tag Tausende, benzinbetriebene Fahrzeuge unterwegs gewesen. Man musste sich das mal vorstellen, nicht nur, dass viele der damaligen Autos nur mit einer Person besetzt waren, sondern dass auf jedem Meter auch noch Verbrennung anfiel. Kevin mit seinen 50 Jahren konnte sich noch daran erinnern, aber im Rückblick schüttelt er den Kopf. Als einer der Tausender, wie die zwischen 1995 und 2005 Geborenen genannt werden, kam er in eine Welt, die mit dem Auto aufgewachsen war, aber die Probleme unendlichen Wachstums bereits kannte. Als einer der Tausender hatte er die Möglichkeit zu wählen: Viele entschieden sich für den vernünftigen Weg, auch wenn sich manche Angewohnheiten noch lange hielten. Einige schlechte Ideen der sogenannten ‚I can do it!‘-Ära starben mit der Zeit aus. Als im Herbst 2023 der Schnellweg geschlossen wurde, war die Nachnutzung bereits beschlossen. Urban Gardening und Urban Agriculture waren seit dem Ratsbeschluss 2019 schon eine

Richtschnur für Neu- und Umnutzungen, aber dass es so schnell ginge, hatte doch niemand zu hoffen gewagt. Vor allem, so erinnert sich Kevin, dachten sie in Aktivistenkreisen damals, dass es mehr Widerstand geben würde. *Wir pflanzen für Kämpfe, aber viele Mauern fielen wie Dominosteine, nachdem wir erstmal den Anfang gemacht hatten.* Es begann mit der Idee der systematischeren Nutzung bereits vorhandener Grünflächen. Zuerst wurde die beinahe als Sakrileg angesehene Nutzung einiger Teile des Georgengartens als landwirtschaftliche Fläche diskutiert, aber nach dem Erfolg in der großen Ölkrise von 2021 ging vieles viel leichter. Wieder schüttelt Kevin den Kopf. Deswegen musste er heutzutage den Kids erklären, dass der Georgengarten und die Herrenhäuser Gärten einst nur dekorativen Charakter hatten. Damals grillte man Fleisch auf den Wiesen und ließ Müll liegen. Oft wurde er gefragt, wie reich die Menschen damals gewesen waren, dass sie kostbares Fleisch auf den Grill legen konnten und meistens hatte er keine Lust zu erklären, dass es einmal eine Massentierhaltung gab, die Fleisch sehr, sehr billig machte. Es war aus heutiger Sicht einfach schwer zu verstehen, wie verschwenderisch die Menschen damals gelebt hatten. Manche sprechen bei der ‚I can do it!‘-Zeit sogar von der strukturell grausamsten Epoche, aber Kevin ist nie ein großer Freund theoretischer Debatten gewesen. Das überlässt er gerne anderen. Er war früher auf der Straße unterwegs und heute ist er das immer noch. Er hatte mitgeholfen, die ganze Pflanzerde auf diese Brücke zu bringen, damit man hier Gemüse anbauen konnte. Er hatte die Erfahrung von Gemeinschaftsgärten-Projekten und deren Hochbeeten mitgebracht und gab sie gern weiter. So wie auch er wiederum von anderen gelernt hatte.

Oft gab es Stress, es war nicht so einfach wie es manchmal

im Nachhinein wirkte, aber wir haben es gemacht, denkt er noch heute. Als wir damals den ‚We can!‘-Slogan übernahmen und in unseren Kreisen eine neue Gemeinschaftlichkeit einübten, da waren einige Jahre des Versuchens nötig. Es kannte ja niemand gute Entscheidungsformen, die eine Minderheit nicht noch kleiner und ohnmächtiger machten. Sicher, Theorien gab es einige, aber wenn's ums Fressen ging, blieben hehre Ideen schnell auf der argumentativen Strecke. Wenn wer wirklich was für sich wollte, dann war mit dem ‚Denk mal an das Ganze‘ selten viel zu erreichen. Da musste mit Geduld gearbeitet werden, aber daneben dieser ganze Bedrohungsstress, weil wir alle fürchteten, dass der Klimawandel unserer Welt extrem auf den Kopf fallen würde. Das waren teilweise hitzige Debatten gewesen und bei der Erinnerung atmet Kevin noch heute tief aus. Damals war ja noch jeder für sich für den Lebensunterhalt zuständig. Wenn also jemand Geld für sein Tun brauchte, dann war das nicht so einfach. Weder für ihn oder sie, noch für die Gemeinschaft. Das wird schnell vergessen, wenn wir heute zurückschauen und die Jüngeren, die mit dem Grundeinkommen aufgewachsen sind, können das gar nicht mehr verstehen.

Als es endlich soweit ist, dass die Pumpe frei wird, freut er sich, dass ein kleines Lüftchen weht. In seinem Alter weiß man die Unterstützung der Propellerturbine so langsam zu schätzen, wenn es gilt, Leinewasser zur Brückenebene zu pumpen. Nicht, dass er es herausposaunen würde, aber nicht einmal er, der immer für die Nutzung der Muskelkraft plädiert hatte, war ganz abstinent. Zwar fährt er immer noch ein klassisches Fahrrad, aber hier und dort nimmt er die Segnungen von Hilfsmitteln dann doch ganz gern an. So zum Beispiel hier. Er pumpt und lässt pumpen, bis sein kleines

aber feines Gemüsefeld gewässert ist. Immer noch ist es für einen alten Gartenfreund wie ihn etwas seltsam, kaum Wasser an den Pflanzen zu sehen, aber die Kapillarrohre, die heute verwendet werden, verteilen das Wasser unterirdisch, damit nicht zu viel davon verdunstet. An einigen Stellen ist der Klimawandel eben doch angekommen und mit diesen Rohren musste nicht so oft gewässert werden. Kevin schiebt sich den Strohhut in den Nacken und sieht einmal direkt zur Sonne hoch. *Zugleich Freund und Feind des Bauern, aber natürlich haben wir es noch gut getroffen.* Der Gedanke erinnerte ihn an das Treffen des Solidar-Teams am Nachmittag. Die Frage, wie man gemeinsam helfen kann, sowohl den Menschen in weniger privilegierten Weltregionen als auch denen, die ihre Heimat verlassen müssen, weil es dort nicht mehr auszuhalten ist, war früher nicht so seine gewesen. Früher meinte er, erst mal sein Zuhause auf Kurs bringen zu müssen. Heute erscheint es ihm wie ein Ganzes, wenn es auch viel komplexer ist. Zuhause weiß er, was und wo er anpacken kann. Die globalen Fragen und die Unterstützung von Menschen, die er kaum kennt, fallen ihm deutlich schwerer. Zum Glück gibt es Leute, die sich darin eingearbeitet und ganz gut einschätzen können, was sinnvoll ist. Kevin darf eher mal zuhören und gibt Bescheid, wenn er meint, etwas tun zu können. Das ist seltsam für einige, die ihn als einen der Macher des Wandels kennen, aber er fühlt sich damit wohler, als jedes Problem bis zur Wurzel verstehen zu müssen. Er schmunzelt in sich hinein wenn er daran denkt, wie er früher immer alles am Besten wusste. Wissen musste. Vielleicht wird er doch noch weise auf seine alten Tage? Schon wieder schüttelt er den Kopf bei der Betrachtung seiner eigenen Gedanken und fängt an, breit zu grinsen. Das ist der richtige Moment, um sich von diesem Deppen zu verabschieden und er ruft herüber, dass er noch einen schönen Tag wünsche. François schaut

kurz auf und winkt. Wahrscheinlich hat er wenig von Kevins Gedanken mitbekommen, aber das stört auch nicht.

Entspannt und zufrieden macht sich Kevin auf den Weg. Im Kopf geht er die Möglichkeiten des Tages durch. Er wird sicher noch einige Kontakte pflegen, Mails bearbeiten und schauen, ob es Neuigkeiten im Netzwerk gibt. Am Nachmittag das Treffen, wo es zu lernen und zu gucken gilt, ob er sich nützlich machen kann. Ansonsten hat er freie Zeiten und Räume, weil er in den vergangenen Tagen einiges erledigt hat und sein Arbeitskonto für die Gemeinschaft gut aufgefüllt ist. Will er sich noch etwas dazuverdienen? Mal sehen, ob er auf das Working-Board schaut, aber wenn, dann eher am frühen Nachmittag, entscheidet er bei sich. Irgendwie seltsam, dass es immer noch Leute gibt, die sich so viel aus ergebnisorientierter Arbeit machen, dass sie Muße nicht genießen können, aber wahrscheinlich sind Menschen einfach unterschiedlich, wie es Alima, die aktuell gewählte Philosophin, gern wiederholt. Der Gedanke bringt ihn auf die Idee, dass er in ihren Blog schauen könnte. Vielleicht findet er dort auch irgendwo eine angekündigte face-to-face-Gesprächsrunde, die sich mit etwas Interessantem befassen will. Kevin fühlt sich heute so philosophisch, nachdenklich und auf der Suche nach Wahrheiten in all den Erinnerungen. Das könnte zu ihm passen, merkt er und als er es sich vornimmt, spürt er gleich, dass diese Entscheidung die Richtige ist. Plötzlich beschwingt und zugleich zielstrebig verändert sich sein Schritt, als er einen Ruf von hinter sich hört. François, dieser etwas zu tunte Gernegroß, ruft ihm nach und als Kevin sich umdreht, sieht er ihn auf sich zulaufen.

„Hey“, sagt François, als er ihn erreicht hat. „Hattest du nicht vorgestern Geburtstag?“

Kevin ist überrascht. Damit hat er nicht gerechnet. Er freut

sich und ist zugleich besorgt: Er hatte François nicht eingeladen. Er brummt ein kleines „Mhmhm. Stimmt“, zu seinem Nicken. Bevor er dazu kommt, zu Entschuldigungen anzusetzen, die er eigentlich gar nicht ernst meint, holt François eine wirklich schöne Blume hinter dem Rücken hervor.

„Das ist meine Lieblingsblume und ich hoffe, sie gefällt dir auch.“

Kevin gefällt sie, sie ist wundervoll. Er hat Blumen schon immer gemocht, aber ein Händchen hat er leider nicht für sie. Ein Lächeln erobert sein Gesicht.

„Sie ist toll. Danke.“

Und er nimmt sie sorgsam aus der Hand des anderen Mannes, ohne den Blick von der Blume zu wenden.

„Du bist ein Jahrgang 2000, oder?“

„Ja“, sagt Kevin. „Danke. Die Blume ist echt schön.“

„Danke dir, denn ihr Tausender habt unsere Welt geschaffen.“

Kevin ist völlig überrascht. Er spürt, wie ihm Tränen in die Augen schießen. Einen Moment lang beherrscht er sich, weil er François ja eigentlich nicht so recht mag, aber dann lässt er los. Ein paar kleinere Tränen laufen ganz in Ruhe über seine Wangen, während er den jungen Menschen mit neuen Augen betrachtet.

„Ich weiß, dass du mich nicht besonders magst, aber das macht nichts. Ich jedenfalls finde dich okay und freue mich, wenn ich dich sehe.“

François sieht ihn weiter an, während Kevin tief einatmet, was sein Gegenüber gesagt hat. *Es ist einer dieser Momente*, denkt er. Einen Augenblick lang fragt er sich, ob eine Umarmung dran sei. Umarmungen sind aber meistens nicht so sein Ding. *Morgen vielleicht*, entscheidet er. Er lächelt und schließt kurz die Augen, während er noch einmal einatmet und spürt, was er noch dazu sagen will.

„Ich freue mich darauf, dich morgen hier zu sehen. Das Wetter soll warm bleiben.“

François lacht laut auf und nickt.

„So machen wir's!“, und es stört Kevin gar nicht, dass der Jüngere seinen Lieblingssatz übernimmt. „Mach dir einen schönen Tag, Kevin.“

„Du dir auch, François.“

Dann dreht er sich um und geht.

François schaut dem Älteren noch eine Weile nach.

Text von Felix Kostrzewa

Ein unmoralischer Ort

Hannover-Linden, 30.10.2050

Hallo Karin, Liebe,

Du hast mich gefragt, warum ich in den Stadtteil Linden in Hannover gezogen bin. Und Dich über meine recht emotionale Reaktion auf den Vorschlag gewundert, Geld als Tauschmittel abzuschaffen.

Beides hängt zusammen. Geld als Tauschmittel ist die abstrakte Materialisierung von Wert. Dem Neoeuro ist nicht anzusehen, womit er verdient wurde, und niemand kann nachvollziehen was ich kaufe, solange ich mit Bargeld bezahle. Dadurch kann niemand kontrollieren, was ich kaufe. Die Stadt in ihrer Vielfalt und Unüberschaubarkeit und in ihrer Gleichgültigkeit gegenüber Einzelnen garantiert mir die Anonymität meines Handelns.

Beides zusammen macht für mich den Freiraum aus, den das Leben in der Großstadt mir bietet. Du weißt, dass ich jede Form von Moralökonomie ablehne. Historisch denke ich bei solchen Forderungen an die Folgen der Kulturrevolution in China oder an Pol Pot. In beiden Fällen waren moralische Begründungen und Ziele der Ausgangspunkt. Die protestantischen Fundamentalistinnen und Fundamentalisten und die Jakobiner liefern europäische Beispiele für diese Form menschlichen Wahnsinns. Moral ist eine Krankheit, die bei Menschen, welche von ihr befallen sind, dazu führt dass sie versuchen, anderen ihre Wertvorstellungen aufzuzwingen. Die abstrakte Geldwirtschaft und der freie Markt

unterbinden diese Formen der Moralisierung, sie unterbinden moralische Herrschaft. Du weißt, dass ich trotzdem Antikapitalistin bin, nur liegt das Problem des Kapitalismus' nicht im Geld und nicht im freien Markt begründet, sondern in den Besitzverhältnissen und im Bewusstsein der Menschen. Zum Problem wird Geld dort, wo es vom Mittel zum Zweck wird.

Mir gefällt an Linden, dass es einer der unmoralischsten Orte ist, die ich kenne, obwohl auch hier die verschiedenen Gruppen, von 'TierrechtsaktivistInnen' bis hin zu 'Kinderschützern für die Internetüberwachung' ganz schön mit ihren moralischen Bekehrungsversuchen nerven können. Aber zum Glück verfolgen hier fast alle ganz unterschiedliche und sich häufig widersprechende moralische Ziele. Dies öffnet einen Raum im Stadtteil, in dem ich mich sehr frei von moralischen Zwängen bewegen kann.

Ich glaube, ich mache das am besten an einem konkreten Beispiel klar. Das Essen und die Frage *Was esse ich?* sind dafür gut geeignet. Sinnbild sind für mich zwei Geschäfte auf der Limmerstrasse, die Fleischerei mit Hundefleischspezialitäten und direkt daneben das vegane Bekleidungsgeschäft. Die Limmerstrasse ist insgesamt ein gutes Beispiel. Nur wenige Schritte weiter ist die 'Molecular Kitchen', ein Restaurant, in dem Du Dir vom Molekül aufwärts Essen zusammenstellen kannst. Hier gibt es lila Kunstgemüse mit Fischproteinen, das im Mund wie Schokolade zergeht, grünlich rauchende und blubbernde Getränke und vieles mehr. Und wieder etwas weiter ist seit 50 Jahren der Bioladen. Schräg gegenüber im Copyshop kannst Du Dir Dein Essen im Drei-D-Drucker ausdrucken lassen, Süßigkeiten in allen Farben und Formen, auch selbst erstellte, können dort eingescannt und genutzt werden. Natürlich gibt es auch Gemüseläden, den Vegieshop und

Döner. Am Küchengarten ist ein Bromptshop, der behauptet, die größte Bromptauswahl in Europa zu haben. Hier gibt es Brompt in allen Farben und Geschmacksrichtungen, einige davon recht gewöhnungsbedürftig, koscheres Brompt und Halalbrompt. Veganes Biobrompt kannst Du wiederum auf dem Faustgelände im 'Cafe zur Nachbarin' kaufen. Auch hier kannst Du unter mehreren Geschmacksrichtungen, Sättigungsgraden und Nährstoffzusammensetzungen auswählen. Das Brompt gibt es jeweils flüssig oder als Cracker. In meiner Mittagspause brompte ich entsprechend meistens, das geht einfach und schnell. Die anderen Angebote sind, finde ich, eher etwas für den Abend. Die Hundefleischwurst mit Salbei kann ich sehr empfehlen, aber auch die veganen Käsesorten im Vegieshop sind lecker. Nur mit den Insekten kann ich mich nicht so richtig anfreunden. In der ehemaligen Wasseraufbereitung auf dem Faustgelände werden biologisch-dynamische Mehlwürmer gezüchtet, die Du gegenüber im 'Gretchen' auf Pfannkuchen kaufen kannst. Ich halte mich da lieber an die Pizzeria, die neuerdings gebratene Tauben und Kängurufleischpizza im Angebot hat.

Sicher hast Du auch von der Schabenzucht im Ihmezentrum gehört. Auf den ehemaligen Gewerbeflächen und in der früheren Tiefgarage befindet sich heute die größte innerstädtische Fleischschabenfarm Europas. Die Ihmeschabe wird in die gesamte Region exportiert und trägt erheblich zur Eiweißversorgung der Region bei. Es gibt hier ein Nobelrestaurant, das ausschließlich auf Schabengerichte aus frischen Fleischschaben spezialisiert ist. Mir ist das Restaurant aber zu teuer. Trotzdem finde ich diese Flächennutzung ganz lustig.

Vielleicht kannst Du jetzt ein bisschen besser verstehen, was ich an diesem Stadtteil mag. Komm' mich doch bald mal

besuchen, dann trinken wir erst einen Brompton und ziehen dann über die Limmerstrasse!

Liebe Grüße, L.

Text von L.

Delaila

Delaila, 24 Jahre alt

Ort: Lindner Rathaus

Jahr: 2015

Man kann sich eigentlich nicht vorstellen, wie das Leben als Afrikanerin ist, noch dazu jenes einer Dunkelhäutigen in einem Rollstuhl. Ich fahre mit dem 120er Richtung Aegidientorplatz und steige am Lindener Markplatz aus. Der Bus ist wie immer voll und jeder beobachtet mich, als ob ich etwas Fremdartiges sei. Ich bin Ausländerin, schwarz, und noch dazu sitze ich im Rollstuhl. Manche fragen sich bestimmt, wie man noch mehr vom Leben benachteiligt sein kann. Das interessiert mich aber nicht. Ich lebe – und nur das zählt. Beim Aussteigen helfen mir zwei junge Männer. Endlich bin ich raus aus dem Bus, ich hasse es, mich mit öffentlichen Verkehrsmitteln irgendwohin zu bewegen. Ich weiß nicht, wo ich lang muss oder wo ich überhaupt hin will, also entscheide ich mich, in der Nähe der Haltestelle zu bleiben. Es regnet und ich spüre, wie meine Afrolocken langsam beginnen, mir am Gesicht zu kleben, doch es stört mich nicht. Ich fühle mich gut und genieße es, dass die Tröpfchen langsam meine ganze Haut reinigen. Trotz meiner Abhängigkeit vom Rollstuhl bin ich frei. Ich bin ein Mensch, der viel im Leben durchgemacht hat und der es mag, sich an Tagen und Momenten wie diesen in seine Gedanken zu vertiefen. Und genau das mache ich jetzt.

Ich denke an meine Familie in der Heimat und die harte Reise hierher nach Deutschland. Ich bin ein Flüchtling. Meine Behinderung habe ich mir auf der Flucht zugezogen. Ich wohne seit fünf Jahren in Linden und in der Zeit musste ich alles neu erlernen, von den einfachsten Dingen bis zum

Lesen, Schreiben und Zählen auf Deutsch. Ich hatte Schwierigkeiten, mit mir und meiner schweren Behinderung umzugehen. Es war etwas Neues und der schlimmste Gedanke war, dass es für immer so bleiben würde. Ab dem ersten Tag im Rollstuhl hatte mein Leben keinen Sinn mehr. Ich dachte an Selbstmord. Eines Tages würde ich mich aufhängen. Warum ich das nicht getan habe, weiß ich bis heute nicht. Von einem Tag auf den anderen hat es in meinem Kopf „Klick“ gemacht und ich fing an, anders zu denken und mich zu freuen, dass ich die Flucht überhaupt überlebt hatte. Wenn ich schon so viel riskiert und mein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, musste ich das Beste daraus machen. Für mich. Es gibt immer noch Tage, an denen ich mich alleine fühle und meine Familie vermisse. Selbst mein Mann, den ich hier in Deutschland kennengelernt habe, ist gestorben. Wieder hatte ich Depressionen und dachte an Selbstmord. Ich hatte alles verloren. Kann man sich da noch glücklich fühlen? Nein. Man kann nur noch an Gott glauben und ein guter Mensch sein. Seit ein paar Monaten arbeite ich in einer Gruppe im Krankenhaus, die Leuten in einer ähnlichen Situation wie mir hilft. Und genau das ist mein Beruf. Ich helfe diesen Menschen dabei, die Hoffnung nicht zu verlieren, denn es gibt Fälle, die noch viel schlimmer sind als meiner. Ich will etwas geben. Wenn ich schon an meinem Leben nichts ändern kann, will ich anderen helfen, etwas an ihrem Leben zu ändern.

Delaila, 59 Jahre alt

Ort: Schwarzer Bär

Jahr: 2050

Ich bin jetzt 59 Jahre alt und spaziere mit meinem Hund Flipi durch den Park. Ja, ich spaziere. Kein Rollstuhl mehr. Ich bin gesund und kann laufen wie jeder anderer. Die Technologie ist jetzt so weit entwickelt, dass kein Mensch krank ist. Es gibt keine Krankenhäuser mehr. Jeder hat zu Hause ein Gerät, das wie ein Solarium aussieht, aber man bräunt sich nicht damit, sondern heilt Wunden und Krankheiten, bei denen man früher nicht mal eine Idee hatte, wie man sie besiegen kann. Ich sag' es laut: Ich bin wieder glücklich und alle um mich herum sind auch glücklich. Man nimmt dafür spezielle Pillen, welche die Stimmung aufhellen. Ich nehme sie auch, ich will nie mehr traurig sein. Ich habe einen neuen Mann und vier Kinder, die ich gestern bekommen habe. Ich habe mir ausgesucht, zwei Mädchen und zwei Jungs zu gebären. Die Mädchen sollten blaue Augen haben und einen etwas helleren Hautfarbton als ich und die Jungen sollten 1,84 Meter groß sein und blond. Ich mag blonde Haare. Ich finde es schön, dass man seine Kinder einfach so planen kann, dadurch bekommt man das perfekte Wunschkind. Es wird nicht hässlich sein und deswegen gemobbt werden. Alle sind gutaussehend, gesund und zufrieden. Die Kinder gehen zur Schule, doch da unterrichten nicht mehr Menschen, sondern Computer. Alles funktioniert wie früher, nur es gibt keine Lehrer mehr. Früher habe ich Busse und alle andere Verkehrsmitteln immer gehasst, aber heute, wenn ich irgendwo hinmöchte, muss ich das nur meinem Fahrzeug sagen und es bringt mich an den gewünschten Ort. Unfälle gibt es nicht mehr, weil alle Autos selbstständig fahren, als Mensch muss man gar nichts mehr tun. Es gibt auch keine Gefängnisse; falls man etwas tut, das

strafbar ist, wird man ausgelöscht. Dies ist heutzutage die einzige Todesart, die es noch gibt. Ich muss zugeben, ich hätte nicht gedacht, dass ich einmal so ein Luxusleben führen würde und vor allem, dass alle solch ein Leben hätten. Ich bin ein anderer Mensch geworden, jetzt macht mir das Leben wirklich Spaß. So viel Spaß, dass ich jeden Abend Party mache und mich mit Alkohol zuschütte. Im Jahre 2050 wird man von Alkohol nicht betrunken. Das Leben hat sich vollkommen verändert. Es ist besser geworden als früher. Alles dank der Technologie. Schöne neue Welt.

Text von Nicole Niesporek

Der Mann mit den blauen Augen

Name: Thomas

Alter: 43

Ort: Rathaus Linden

Jahr: 2015

Ein kleiner Mann, ungefähr Mitte 40, Glatze. Auf ihn fällt mein Blick, als ich an einem regnerischen Tag im Lindener Rathaus sitze. Bekleidet ist er mit einer Arbeitsuniform: kurze, hellbraune Shorts, gleichfarbiges Hemd und eine Jacke, die das Logo der Firma *ups* trägt. Man sollte sich von seiner zierlichen Statur allerdings nicht täuschen lassen: Sein Schritt ist fest und flink; das Ausliefern der Pakete erledigt er in Nullkommanichts mit einer Leichtigkeit, die bewundernswert ist. Das schlechte Wetter, dem er auf dem Weg von dem seiner Uniform optisch angepassten dunkelbraunen Dienstwagen bis zum Rathaus und wahrscheinlich auch sonst an jeder Lieferstelle des heutigen Tages ausgesetzt ist, stört ihn nicht. Oder man merkt es ihm zumindest nicht an, denn sein Gesicht scheint streng und unbewegt. Genau wie sein Beruf könnte man sagen, denn wird nicht unsere Mimik am stärksten davon geprägt, was uns ganzen Tag beschäftigt? Man sieht kein Lächeln, kein Stirnrunzeln, nichts, auch nicht, als unsere Blicke sich treffen. Genau genommen ein wirklich unauffälliges Gesicht, wenn da nicht diese unglaublich blauen Augen wären, betont von seiner gebräunten Haut, die diesem Menschen eine sympathische Ausstrahlung verleihen. Etwas Farbe in diesem tristen Wetter und einer entsprechend trist wirkenden Welt. Nun wird der Niesel- zu einem Sturzregen. Alle Menschen beginnen zu laufen, weg vom Regen, rein in die Wärme, um bloß nicht nass zu werden. Das hat etwas

Erbärmliches, wenn man einmal wirklich darüber nachdenkt. Wir haben so viel Angst vor etwas Wasser, davor, dass unser Haar und unsere Kleidung nass werden, aber scheuen uns nicht davor, anderen wehzutun, ob mit Worten oder körperlich.

Doch er steht dort draußen, arbeitet, muss wieder in das Auto, hat ein sichtliches Problem damit, die kleine Karre in seinen Wagen zu schaffen. Sein Griff, aber auch seine Bewegungen, haben nun etwas Gehetztes, leicht Aggressives. Er verflucht vermutlich seine Firma, weil sie diese elenden Stufen in den Wagen eingebaut hat. Ein fleißiger Mann, bei dem man sich gut vorstellen kann, dass er nach Hause kommt, seine Kinder begrüßt und sich seine starre Miene in ein Lächeln verwandelt, dass alle Last, die ihn den ganzen Tag bedrückt hatte, die er sich jedoch nicht anmerken ließ, von ihm abfällt. Das hoffe ich zumindest ... Als er die Karre endlich in den Wagen befördert hat, steigt er ein und fährt davon. Der Regen lässt nach und die Sonne taucht den Lindener Marktplatz für einen kurzen Moment in ihr wärmendes Licht, so dass er in voller Pracht erstrahlt, bis eine Wolkendecke den Himmel wieder bedeckt. Der Platz ist so leer, als habe das Paketauto nie dort gestanden. Doch die Erinnerung an den Mann mit den strahlend blauen Augen bleibt.

Name: *Thomas (?)*

Alter: *78 (?)*

Ort: *Von-Alten-Garten*

Jahr: *2050*

Ich kann es kaum fassen, nun bin ich 51 Jahre alt. Bei meinem täglichen Spaziergang bemerke jedes Mal aufs Neue, dass sich die Zeiten ändern und wir uns mit ihnen. Nun

tummeln sich am Küchengarten noch mehr Menschen als früher, vor allem Jugendliche. Auch beim Schwarzen Bären sind viele Leute unterwegs, unter anderem Touristen aus aller Welt, denn dort steht nicht mehr die elegante, aber einfache Statue des schwarzen Bären, sondern eine lebensechte 3D-Bären-Projektion. Des Weiteren sind die Straßen durch riesige Röhren ersetzt worden, da alle dank fortschrittlicher Technik mit Fahrrädern unterwegs sind, mit denen man fast mühelos Strecken von mehreren Kilometern in ein paar Sekunden zurücklegen kann. Deswegen und aufgrund der hohen Abgasemissionen werden Autos nun nicht mehr genutzt. Außerdem wurde der von-Alten-Garten vergrößert. Er hat eine Fläche von drei Fußballfeldern, ein Teil davon ist die Helene-Lange-Schule, die sich auch damit in vielerlei Hinsicht verbessert hat. Mittlerweile ist der Park zu einem Ort für alle geworden, einem Ort, an dem sich jeder wohlfühlt. Und deswegen halten sich die Menschen, vor allem Kinder, vermehrt draußen auf, statt vor dem Bildschirm zu hocken. Als ich mich auf eine Bank setzen will, die E-Energie produziert sobald sich jemand niederlässt, sehe ich ihn. Diese strahlend blauen Augen könnte ich nie vergessen und den Mann nie mit jemandem verwechseln. Weshalb das so ist, kann ich mir selbst nicht erklären.

Vor 35 Jahren, als ich noch 16 Jahre jung war, hatte ich eine naive Freude daran, Menschen einfach nur zu beobachten. Heute ist so etwas vollkommen out. Junge Leute treffen sich an Plätzen, die von Wänden umgeben sind, auf welche alle Orte, die man sich wünscht, wirklichkeitsgetreu projiziert werden.

Vor 35 Jahren sah ich ihn zum ersten Mal, als er Pakete an das Rathaus, wo sich damals auch das Bürgeramt befand, ausgeliefert hatte. Bauwerke wie dieses gibt es kaum noch.

Man kann schon fast sagen, dass diese Art von Gebäuden ausgestorben ist. Ihr Totengräber war die Technik – doch durch diese ist auch vieles einfacher und schneller geworden. Immerhin sind gedruckte Bücher mittlerweile kostenlos oder man kann sie in klassischen Bibliotheken gratis ausleihen. Das ist für mich ein Beispiel dafür, dass es oft die einfachsten Dinge im Leben sind, die uns glücklich machen.

Da sitzt er nun. Welch' ein Schicksal ... Man sieht ihm an, dass hart gearbeitet hat, jedoch musste er sich wohl in den letzten Jahre vor seiner Rente gewaltig umstellen, da alle menschlichen Lieferanten durch Drohnen ersetzt wurden. Ich kann erkennen, dass dieses Leben mit seinen vielen Veränderungen und Erneuerungen ihn geprägt hat. Er ist Ende 70, blass, scheint kleiner und gebeugter zu sein. Aber auch seine Körperhaltung und Mimik sind verändert. Schon in der besonnenen Art, mit der er die Vögel beobachtet, drückt sich dieser Wandel aus. Es dauert ein bisschen bis ich begreife, was so anders an ihm ist. Er sieht zufrieden aus, entspannt, was auch mir ein Lächeln auf das Gesicht zaubert und als sich unsere Blicke treffen, schaut er nicht einfach weg, nein, er erwidert mein Lächeln.

Und all die Last, alles was mir zu schaffen macht, fällt von mir ab.

Text von Isabel Feljaur

Michael Klaasen

2015:

Name: Michael Klaasen

Alter: 45

Um 8:50 Uhr klingelt mein Wecker. Und das heißt: Ich muss bald zur Arbeit. Ich stehe auf, strecke mich und gehe ins Bad, um mich fertig zu machen. Ich dusche mich, benutze dasselbe Shampoo wie immer und auch das Wasser hat fast die gleiche Temperatur wie sonst, nur ein kleines bisschen wärmer, denn es ist kühl heute Morgen. In den letzten Jahren habe ich bemerkt, dass mein Körper temperaturempfindlicher geworden ist. Woran das liegt? – Ich werde eben älter. Fertig geduscht und angezogen, frisch rasiert und munter mache ich mich auf den Weg in die Küche. Der Kaffee wartet schon förmlich auf mich, noch nie konnte ich dem himmlischen Geruch widerstehen, auch nicht vor fünfundzwanzig Jahren, als ich meine wunderschönen Frau Elisabeth kennengelernt habe. Das Frühstück hat sie mir ebenso selbstverständlich wie köstlich zubereitet – wie jeden Tag. Und jeden Tag genieße ich es aus vollen Zügen. Elisabeth arbeitet in einer Bibliothek und ist fasziniert davon, wie viel Fantasie und Leidenschaft eine Person dem Schreiben widmen kann. Sie liebt sie den Geruch von Büchern und schwärmt immer davon, wie glücklich ihr Beruf sie macht. Und wie glücklich ich doch bin, eine solch begeisterungsfähige Frau zu haben, die mich ebenso liebt wie ich sie! Es ist zwanzig vor zehn und ich muss langsam los. Noch schnell das Geschirr abwaschen, die Jacke anziehen, meine schwarze Aktentasche nehmen und schon kann es losgehen. Ich arbeite und wohne in Linden, einem Stadtteil Hannovers, und bis zu meinem Büro im Bürgeramt sind es

nur etwa fünfzehn Minuten. Man könnte sagen, dass ich ein Naturfreund bin, denn ich gehe diesen Weg immer zu Fuß, egal bei welchem Wetter. Der Geruch der frischen Luft und dieser Stadtteil haben mich noch nie enttäuscht. Das Wort Patriotismus kann nicht annähernd beschreiben, wie glücklich ich darüber bin, in einer so schönen Gegend zu leben, so alt und doch modern zugleich. Ich könnte diesen Ort nie verlassen, er ist wie eine liebgewonnene Angewohnheit, die man einfach nicht aufgeben will. Fünf vor zehn setze ich meinen Fuß ins Bürgeramt und sitze pünktlich auf dem Stuhl vor meinem Schreibtisch. Wie sehr ich doch mein Leben liebe!

2050:

Name: Michael Klaasen

Alter: 80

Es ist ein Dienstagmorgen, zehn vor neun, und ich stehe auf. Es ist Zeit, mich fertig zu machen, denn die Arbeit ruft. Heute arbeite ich noch genauso gerne im Bürgeramt wie vor 35 Jahren. Ich habe viele verschiedene Kulturen und Menschen kennengelernt, deren Geschichten mich immer und immer wieder aufs Neue faszinieren.

Aber ich muss sagen, dass sich vieles in diesen Jahren verändert hat und ich weiß gar nicht, womit ich anfangen soll. Meine geliebte Frau Elisabeth ist mittlerweile gestorben und hat einen Teil meines Herzens mit sich ins Grab genommen. Es war eine schreckliche Zeit für mich, die mich immer noch gelegentlich einholt. Und als wäre das nicht schon schlimm genug, verändert sich Linden immer mehr und mehr, so dass ich diesen Ort kaum noch wiedererkenne. Überall sind Menschen auf Segways und PhunkeeDucks unterwegs, kaum jemand fährt noch Fahrrad oder geht zu

Fuß. Und dann sind da diese elektronischen Autos, die selbstständig fahren. Die Häuser sind nicht mehr einzigartig, alle sehen genau gleich aus, und das Schlimme ist, dass sie nicht einmal mehr schön sind.

Ich bin mittlerweile 80 Jahre alt und arbeite noch immer im Bürgeramt oder sollte ich sagen: arbeitete? Denn gestern bekam ich einen Brief mit folgendem Inhalt: „Sehr geehrter Herr Klaasen, wir danken Ihnen für Ihre jahrelange Mitarbeit...“, und so weiter und so fort und am Ende: „Wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass das Bürgeramt zu einem Einkaufszentrum umgebaut wird und wir Ihnen somit kündigen müssen. Räumen Sie bitte so schnell wie möglich Ihr Büro.“ Also ging ich heute zum letzten Mal zur Arbeit, um meine Siebensachen zu packen.

Ich kann es hier nicht mehr aushalten, alles hat sich verändert. Nichts ist, wie es einmal war. Ich stehe in meinem Büro und frage mich, was mich eigentlich noch hier hält. Ich kann es einfach nicht, so sehr ich diesen Ort hier mittlerweile hasse, ich kann es nicht, ich kann Linden nicht verlassen. Ich hoffe einfach nur, dass ich dieses Linden irgendwann akzeptieren kann. Wie gerne ich jetzt sagen würde, dass ich mein Leben liebe, aber das wäre eine reine Lüge.

Ich sehe einfach kein Licht mehr am Ende des Tunnels.

Text von Jelwa Zahir

Natascha

Name: Natascha

Alter: 24

Ort: Lindener Marktplatz

Mein Blick trifft den seinen, der Regen stört uns nicht, alles was wichtig ist, ist das Hier und Jetzt, alles was zählt, ist der Moment. Der Moment, der einen alles vergessen lässt, der einen glauben lässt, das gefunden zu haben, wonach man immer gesucht hat. Ich stehe da also, meine Haare nass an meinem Gesicht, meine Kleidung schwer an meinem Körper.. Menschen rempeln mich an, stoßen mich weg, doch das stört mich nicht. Ich blicke in die strahlend blauen, von dichten, schwarzen Wimpern umrahmten Augen, blicke in die Augen meiner Vergangenheit. Er sieht mich an, verletzlich und verwirrt, fremd, aber doch so vertraut. Für einen Augenblick bleibt die Zeit stehen, es regnet nicht mehr, die Menschen sind wie zu Stein erstarrt. Die Welt dreht sich nicht, alles steht still, alles schwarzweiß, nur die Augen meiner großen Liebe strahlen, strahlen in allen Blautönen dieser Welt. Seine Augen verheißen alles, wonach ich mich mein ganzes Leben lang gesehnt habe. Plötzlich kommt er auf mich zu, seine Augen immer noch auf mich gerichtet, wie in Trance geht er über die Straße. Eine Bahn überollt ihn.

Ich schließe meine Augen für eine einzige Sekunde, eine Träne läuft mir über mein Gesicht, ein Schrei entfährt meinem Mund und plötzlich liege ich schweißnass da, angeschlossen an ein Gerät, umgeben von unbekanntem Menschen. Ich will aufstehen, aber ein Gurt um meine Arme und Beine hindert mich daran. Ich will etwas sagen, aber ich kann nicht sprechen. Ich versuche vergeblich, die

Aufmerksamkeit der Fremden auf mich zu ziehen, doch deren Blick ist auf eine Art Bildschirm oder Leinwand gerichtet. Ich erkenne ein Gesicht auf dem Bildschirm, ich erkenne grüne Augen und lange braune Haare. Ich erkenne mich und schlagartig weiß ich, wo ich bin, wer ich bin und warum ich hier bin. Ich bin im Jahr 2050, mein Name ist Natascha und ich bin hier, weil ich die einzige bin, die sich an die Zeit vor 2050 erinnern kann, weil ich eine von wenigen bin, die 2015 noch erlebt haben. Diese fremden Menschen um mich herum verfolgen alles, was in meinem Kopf vorgeht, ob ich nachdenke oder meine Gedanken schweifen lasse, sie registrieren alles, was in mir vorgeht.

Mit meiner Erinnerung kehrt auch das Grauen zurück, das Grauen, in einer Welt wie dieser zu leben, die mir eigentlich vollkommen fremd ist. Ihre fortgeschrittene und hochgelobte Technik schafft in erster Linie allumfassende Isolation. Soziales Leben als solches gehört der Vergangenheit an, Kontakte existieren wenn überhaupt nur noch auf einer virtuellen Ebene. Die Menschen von heute sehen keine Notwendigkeit mehr, ihre vollautomatisierten vier Wände zu verlassen: Ebenso wie sämtliches Schulwissen von speziellen Lernrobotern zuhause vermittelt wird, arbeitet man auch nur noch vom Home-Office aus.

Meine virtuellen Reisen in die Vergangenheit scheinen realer zu sein als die Welt, die mich wirklich umgibt. Denn in dieser Welt lebe ich nicht mehr, ich existiere.

Text von Rengin Agaslan

Jakob

2015, Jakob, 36 Jahre

Heute bin ich spät dran. Ich konnte noch nicht einmal meinen Latte Macchiato zuhause trinken und sitze nun hier in diesem Café. Dem Café, wo ich Lina das erste Mal getroffen habe. Sie kam mit ihren schnellen, präzisen Schritten und meinem Latte auf mich zu. Als sie fast bei mir war, hob sie ihren konzentrierten, auf den Kaffee gerichteten Blick. Unsere Blicke trafen sich und sie lächelte mich an. Doch dann stolperte sie über ihre eigenen Füße und schüttete das Getränk auf meinen Ordner. Von dort lief die heiße Brühe auf meine Hose und die wunderschöne Frau entschuldigte sich ununterbrochen mit leicht panischem Unterton bei mir. Ihre Augen wanderten von meinem Gesicht immer wieder zu meinem Ordner, meiner Hose und wieder zurück. Sie holte ein Tuch aus ihrer schwarzen Schürze und begann, das Verschüttete aufzuwischen, während ich nicht aufhören konnte, ihrer Tollpatschigkeit wegen zu grinsen und in ihre tiefbraunen Augen zu blicken. Dieser Moment endete, als ich registrierte, dass der Ordner mit meinen Zeichnungen durchweicht worden war und ich klappte ihn auf, um mir die Sauerei anzusehen. Daraufhin hielt die Kellnerin inne, um meine Zeichnungen zu betrachten.

So begann unser erstes Gespräch. Und es folgten weitere. Wir haben so viel miteinander erlebt, Lina und ich. Jedes Mal, wenn ich hier sitze, erwarte ich, dass sie herauskommt und mir meinen Kaffee bringt. Aber dann erinnere ich mich schmerzlich daran, dass dies nicht mehr möglich ist.

Nun kommt auch schon mein Latte Macchiato. Diesmal bringt ihn ein Mann. Endlich erhalte ich meine erste Koffeinzufuhr des Tages. Ich bin jetzt schon mit den Nerven am Ende und muss mir gleich noch die Klagen meines Chefs anhören.

Heute ist das passiert, wovor ich mich immer gefürchtet habe. Sophie, Emily und Leon, unsere drei Süßen, wollten wissen, wann Mama wiederkäme. Es ist nicht das erste Mal, dass sie gefragt haben, aber jedes Mal konnte ich ihnen sagen, dass sie bald wieder da sei und sie sich keine Sorgen machen müssten. Für Leon, mit gerade einmal zehn Jahren der Älteste, ist die Situation am schwersten. Er spielt den großen, starken Bruder, aber wenn es um seine Mama geht, wird er ganz klein und verletzlich. Von Tag zu Tag wird er immer unglücklicher und nervöser. Jedes Mal, wenn wir von Lina sprechen, kauert er sich hinter dem Sessel oder unter dem Tisch zusammen und spricht ganz leise von dort.

Dieses Mal aber war es anders. Er stand hinter seinen Schwestern, blickte immer wieder unter den Tisch und drückte sich an Sophie, mit sechs Jahren die Jüngste. Emily fragte mich, wann Mama wiederkommen würde und wie immer antwortete ich „bald“ und fügte hinzu, dass sie sich jetzt fertig machen sollten, damit wir los könnten.

Aber Leon schob Sophie weiter nach vorne und richtete seine Augen auf mich. Es sind genau die Augen seiner Mutter. Er fragte mich, wann denn „bald“ sei und wie es ihr ginge. Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Ich weiß genau, dass sie Lina immer nur lachend gesehen haben. Ich habe die Kinder immer nur an guten Tagen zu ihr mitgenommen. Ich kann sie nicht weiter anlügen. Das geht nun schon seit drei Wochen so. Deshalb hatte ich mir vorgenommen, ihnen jetzt

die Wahrheit zu erzählen und merkte, wie mir dabei Tränen in die Augen stiegen. Ich sagte ihnen, dass es ihr schlecht ginge und die Ärzte nicht wüssten, ob sie gesund würde. Leon meinte sofort: „Ich werde Arzt und mache Mama wieder gesund!“

Ich durfte jetzt nicht kneifen. Also erzählte ich ihnen, dass wir Mama bald besuchen gehen würden. Plötzlich fragte Emily, ob Mama in den Himmel kommen würde, wie ihr Hamster Lennart. Ich blickte auf den Boden und spürte, wie sich eine Träne aus meinem Augenwinkel stahl. Sie rollte meine Wange hinab und landete vor meinen Füßen. Ich sah meine Kinder an. Mir war klar, dass Lina bald sterben würde. Aber ich wollte es nicht wahr haben. Es würde mich zerbrechen. Sophie fragte, warum ich weinte, es sei doch schön, wenn Mama in den Himmel käme, da es dort ganz viele Süßigkeiten gäbe. Und Einhörner. Dann könnte sie uns von dort aus zusehen und auf uns warten, bis wir auch in den Himmel kämen, meinte sie. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich ihnen die gesamte Wahrheit erzählen musste. Also auch, dass es ungewiss sei, ob Lina überleben würde.

Jetzt habe ich meinen Latte ausgetrunken und mache mich auf den Weg zu meiner Arbeitsstelle. Danach werde ich ins Krankenhaus fahren, um Lina zu besuchen.

Zwei Wochen später gibt es immer noch keine Verbesserung ihres Zustands. Es geht ihr schlechter und schlechter.

Dann bekomme ich den Anruf, der mein gesamtes Leben verändern würde. Ich soll sofort kommen. Ich hole meine Kinder und fahre mit ihnen ins Krankenhaus. Zusammen laufen wir in Linas Zimmer. Dort sitzen wir nun. Alle beieinander. Ich halte ihre Hand, während die Kinder vor mir sitzen. Lina ist ganz kalt und blass. Ihre Stimme ist nur noch ein Flüstern. Nur ihre Augen strahlen wie früher.

So ging sie aus unserem Leben. Die Erinnerung war alles, was uns blieb. Es folgten Jahre voller Schmerz, in denen ich wie gelähmt war. Mir wurde gekündigt, weil mir jegliche Begeisterung und Freude fehlte. Nur mit Hilfe meines Arbeitslosengelds konnten die Kinder einen vernünftigen Abschluss machen. Jeden Tag wollten sie, dass ich raus ginge und jemand Neues kennenlernte, der mich glücklich machen würde. Aber das will ich nicht. Ich kann niemanden so sehr lieben, wie ich Lina geliebt habe. Nie wieder.

2050 Jakob, 71 Jahre

Nun haben wir das Jahr 2050 und ich bin fast 70 Jahre alt. Heute werde ich das erste Mal hinausgehen und versuchen zu leben. Ich kann Sophie nicht ihr ganzes Leben kaputt machen. Sie ist jetzt Ende 30 und hat schon eigene Kinder. Und trotzdem kommt sie fast jeden Tag zu mir, um nach mir zu sehen.

Draußen hat sich scheinbar alles verändert. Die Menschen sind nicht mehr höflich zueinander. Jeder muss selbst sehen, wie er klarkommt. Eine Frau muss mit ihrem Kinderwagen die Stufen zu einem Geschäft hinaufkommen, aber sie schafft es nicht sofort – und keiner fasst mit an. Ich gehe und helfe ihr. Verwundert schaut sie mich an und nickt nur.

Ich gehe weiter die Straße entlang. Ein Bus kommt mir entgegen. Er ist länger und geräumiger als die Busse von früher. Er besitzt sogar eine eigene Spur, wodurch er deutlich schneller vorankommt. Auch die Bahn ist anders. Sie sieht moderner aus und fährt ohne Fahrer. Es sieht so aus, als

würde sie über den Boden gleiten, ohne auch nur einmal zu stocken. Der Straßenlärm ist verschwunden, weshalb mich eine merkwürdige Stille umfasst. Busse und Bahnen fahren beinahe lautlos. Auch die Abgase der Verkehrsmittel sind Vergangenheit.

Ich bemerke, dass ich vor dem Café stehengeblieben bin, in dem Lina gearbeitet hat. Dort sind keine Kellner mehr zu sehen. Das Essen scheint aus den Tischen zu kommen. Ich beobachte einen Mann, wie er auf die Tischoberfläche tippt und sich anscheinend für ein Gericht entscheidet. Danach öffnet sich ein Schlitz, in den er das Geld hineinsteckt. Der Schlitz verschwindet und nach einiger Zeit öffnet sich die Tischplatte in der Mitte. Plötzlich stehen dort ein Stück Kuchen und ein Kaffee. Mir fehlt die alte Zeit mit den Kellnern.

Ich drehe mich um und gehe weiter. Fast jede Person, die mir entgegenkommt, redet mit sich selbst. Dann wird mir klar, dass sie alle telefonieren. Auch ihre Gangart ist anders als die der früheren Generation. Jetzt gehen sie nicht mehr, sondern laufen schon fast. Niemand nimmt sich die Zeit, auf seine Umgebung zu achten. Alle nehmen sich nur Zeit zum Arbeiten.

Sie haben verlernt wie es ist, das Leben zu genießen und stattdessen wurden sie darauf getrimmt, eine lukrative Arbeit zu finden und sich anzustrengen, um etwas aus ihrem Leben zu machen. Und das ist ein voller Terminkalender.

Ein älteres Ehepaar kommt mir entgegen. Beide sind ca. 80 Jahre alt. Wir beginnen ein Gespräch, da sie anscheinend die einzigen sind, die genügend Zeit zur Verfügung haben, um in Ruhe eine längere Unterhaltung zu führen.

Sie sind derselben Ansicht wie ich: Die Menschen von heute haben verlernt, was Leben heißt.

Text von Jasmin Dreyer

Linda 2050

Es klingelte.

„Linda Neubauer am Apparat.“

„Linda, wann können Sie mir von Ihren Fortschritten berichten?“

Sie schwitzte. Endlich war es soweit.

„Jederzeit, Boss.“

„Nächsten Montag um 9:00. Wenn Sie liefern, was Sie zuletzt versprochen haben, werde ich Sie in der Nachmittagssitzung als Head of Real Estate Banking vorschlagen. Es steht viel auf dem Spiel. Machen Sie Ihre Sache gut.“

„Sie können sich auf ein Erdbeben gefasst machen.“

Sofort stand sie von ihrem Schreibtisch auf. Sie ging den eleganten Flur entlang zur Toilette und schminkte sich aufwendig ab. Dann holte sie ihr Handy aus der Tasche.

„Babe“, säuselte sie. „Ich habe unerwartet frei bekommen. Darf ich dich besuchen?“

„Jetzt?“, antwortete eine männliche Stimme. „Es ist ein bisschen ungünstig, ich bin in der heißesten Phase, weißt du? Wir sind hier alle gerade sehr aufgeregt.“

„Aber ich vermisse dich so“, drängte sie so sanft wie möglich. „Ich muss dich unbedingt sehen, und werde euch überhaupt nicht stören. Ich könnte vielleicht sogar helfen, falls du noch ein Paar Hände brauchst.“

*

In dem kleinen Labor an der Uni herrschte Hochbetrieb. Das Labor befand sich im Institut für Bauphysik. An der Tür klebte ein Zettel, auf dem das Wort „Anlagentechnik“ stand. Drei junge Leute, zwei Männer und eine Frau, kamen

gelegentlich heraus, holten etwas aus den benachbarten Räumen, Werkzeuge oder Papiere aus dem Drucker, und gingen wieder hinein.

Einer der Männer trug eine lilafarbene Latzhose, der andere hatte einen kleinen Blumenkranz auf dem Kopf wie ein Stirnband. Die junge Frau mit der dickrandigen Brille war in einem langen, geblühten Kleid, das bereits Ölflecken und ein paar Risse aufwies.

Die Tür öffnete sich. Eine Frau Ende zwanzig kam herein. Ihr glänzendes, dunkles Haar war zu zwei Zöpfen geflochten, die ihr bis zu den Schultern reichten. Sie trug einen bunten mexikanischen Poncho, den sie über ihre Bürosachen geworfen hatte. Sie ging auf einen der jungen Männer zu und gab ihm einen Kuss.

„Cooler Look“, sagten alle drei zugleich.

*

Linda Neubauer war eine hübsche Frau, deren größter Wunsch es seit jeher war, Karriere zu machen. Wohlgemerkt, keine gewöhnliche Karriere, die hatte sie bereits gemacht; sie strebte danach, in der Business-Top-Liga zu spielen, wo nur die Weltspitze hinkam.

Lange sah es so aus, als hätte sie alle Chancen darauf. Mit Mitte Zwanzig hielt sie bereits eine Managerposition bei einer renommierten Bank inne, wo sie für das Immobiliengeschäft zuständig war. Dann kam die Finanzkrise. Mit ihrem Bereich ging es rapide bergab. Ihre Position, ehemals von hoher strategischer Bedeutung, verlor von Tag zu Tag an Sexiness. Das öffentliche Image galt als unwiderruflich geschädigt. Lindas Chancen, in nicht allzu ferner Zukunft einen Sitz im Vorstand zu bekommen, schwanden viel schneller dahin, als sie gekommen waren.

Der Tiefpunkt war erreicht, als Linda von Frankfurt nach Hannover *versetzt wurde*.

Um aus diesem Loch wieder herauszukommen brauche ich ein Wunder!, stellte sie geschockt fest.

Aber Linda glaubte nicht an Wunder. Sondern an außergewöhnliches Denken und Können. An Spitzenleistung. *Was bringt mir den größtmöglichen Erfolg?*, überlegte sie fieberhaft. *Wie gelingt mir ein solcher Coup schneller als meinen Konkurrenten im Unternehmen?*

„Alle scheitern an Linden“, warf ihre Assistentin ein. „Der Stadtteil hat ungeheures Potenzial und ist bei weitem noch nicht gentrifiziert genug, dafür aber unberechenbar wie ein verrücktes Huhn. Man braucht annähernd hellseherische Fähigkeiten um vorherzusagen, wie Linden sich in paar Jahren entwickeln wird.“

*

Die Luft im Labor der Anlagentechnik war von greifbarer Vorfreude und Anspannung erfüllt. Alle drei saßen an einem eigenen Schreibtisch vor einem jeweils riesigen Bildschirm und tippten wie wild. In der Mitte des Raumes befand sich ein Schreibtisch, an dem keiner saß. Linda legte ihre Tasche ab und setzte sich auf den freien Bürostuhl.

„Nein!“, schrie das Mädchen namens Okka auf.

„Setz dich woanders hin, Babe“, lächelte Miggi, der Mann in der Latzhose, ohne aufzuschauen.

Jetzt sah Linda, dass der freie Schreibtisch durch ungewöhnlich dicke Kabel mit den anderen Schreibtischen verbunden war; auch der Sitzplatz war überall verkabelt. Auf dem Schreibtisch lag eine Art Motorradhelm mit silbernem Visier.

„Wie lange brauchst du noch?“, fragte sie.

Miggi tippte einmal, zweimal, dann drehte er sich um.

„Bin gerade fertig“, grinste er.

Wortlos standen die beiden anderen von ihren Plätzen auf.

„Fertig!“, jubelten sie und schüttelten sich die Hände.

„Cool“, stimmte Linda ein. „Können wir jetzt gehen?“

„Wollen wir es vorher nicht wenigstens kurz testen?“, fragte die junge Frau.

Das schaffen wir heute nicht“, schüttelte der Mann mit dem Blumenkranz den Kopf. „Wir haben zu wenig Personal dafür.

Ich überwache den Ort, Miggi die Zeit und du die Maschine.

Wer soll da noch auf Versuchskaninchen machen?“

„Ist es denn gefährlich?“, fragte Linda.

Alle drehten sich zu ihr um.

„Du, Babe? Möchtest du das wirklich machen?“

*

Sie öffnete die Augen. Sie befand sich im Flur eines Gebäudes. Rechts und links gingen Türen ab. Unter ihren Füßen spürte sie einen Teppich. Obwohl sie Schuhe trug, fühlte sie sich wie barfuß darin. Die Einrichtung enthielt Dinge, die sie zum Teil nicht verstand. Trotzdem hatte sie das Gefühl, das Haus zu kennen. Plötzlich fiel es ihr ein: Auf gewisse Art sah es genauso aus wie der Sitz der Frankfurter Bank, in der sie jahrelang gearbeitet hatte. Alles Komfort und Luxus.

Eine Tür öffnete sich. Ein Industrie-Staubsauger kam herausgerollt.

„Hallo, wie geht es dir?“, fragte eine sanfte, menschliche, Stimme.

Als sie kapierte, dass der Staubsauger zu ihr sprach, drehte sie sich auf dem Absatz um und lief, so schnell sie konnte.

Aber der Staubsauger war schneller.

„Wie heißt du?“, fragte er. „Ich heiße Johnny.“

Unschlüssig blieb sie vor dem Fahrstuhl stehen.

„Linda“, antwortete Linda.

„Und was machst du?“

Linda holte eine Visitenkarte aus ihrer Tasche und hielt sie demonstrativ hin.

„Gentrification Manager Norddeutschland? Was heißt das?“

„Es heißt, dass ab jetzt ich die Fragen stelle, Johnny“, erwiderte Linda cool.

„Klar“, freute sich Johnny. „Was willst du wissen?“

„Was befindet sich in diesem Gebäude?“

„Eine Bank.“

„Wie heißt die Bank?“

„Sinnbank natürlich, wie alle anderen Banken auch.“

Linda runzelte die Stirn. Eine Bank, die alle anderen geschluckt hatte? Welcher Wettbewerber konnte das gewesen sein?

„Weißt du, wie dieses Gebäude im Jahre 2015 hieß?“

Johnny brauchte nicht mal eine Sekunde:

„Ihme-Zentrum.“

Hinter dem Treppenhausfenster senkte sich die Abenddämmerung nieder.

„Ich muss gehen“, sagte Johnny. „Meine Nachtschicht fängt an.“

„Johnny, warte! Wo kann ich heute günstig übernachten?“

„Am besten hier natürlich, wenn du es dir leisten kannst.“

„Wie, hier? In der Bank?“

„Dafür ist die Bank doch da“, erwiderte der kleine Roboter.

„Geh hinunter zum Schalter. Es wird mit einer Wahrscheinlichkeit von über 50 % klappen.“

*

Drei Monate lang hatte Linda darauf gewartet, dass Miggis Zeitmaschine fertig wurde. Sie hatte Miggi auf einem Sponsoring-Event für die Wissenschaft kennengelernt. Miggi fand die süße, coole Linda auf Anhieb toll. Ein wenig beschwipst erzählte er ihr von seiner fortgeschrittenen Forschung im Institut für Bauphysik und seiner Arbeit als Zeitprogrammierer.

*

Linda stürzte zum Fenster, gespannt auf das Linden des Jahres 2050. Sie machte sich auf die kühnsten Science-Fiction-Bilder gefasst.

Doch in der anfänglichen Dunkelheit erschien ihr gar nichts verändert. Der Stadtteil war vielleicht etwas besser beleuchtet, aber aus der enormen Höhe betrachtet sah Linden fast exakt genauso aus, wie sie ihn vorgelassen hatte.

Verdutzt stieg sie die Treppe hinunter. Eine komische Bank, waren doch alle Etagen in jeweils unterschiedlichen Farbkompositionen und Stilen gehalten: Märchenwald, Coffee Shop, Strand und Meer, Heavy Metal, Business Intelligence und dann noch unzählige Motive, die Linda weder kannte noch verstand. Zwei bis drei asiatische und arabische Elemente erkannte sie grob, sie waren inmitten vieler anderer eingebettet, bei denen es Linda nicht gelang, sie einzuordnen. Die Kulturen erschienen ihr sehr gemischt. An manchen Stellen fielen merkwürdige Klänge wie Wasserfälle von der Decke hinab.

Menschen und Roboter gingen in den Fluren und Räumen ein und aus, warteten vor den Aufzügen. Sie merkte, dass es mehrere Arten von Robotern gab, manche groß und menschenähnlich, die meisten allerdings mit den unterschiedlichsten Gestalten. Einige Roboter trugen sogar

Kleidung, beispielsweise Blaumänner.

Nervös reihte sich Linda vor dem Aufzug ein. Beim Einsteigen nannte jeder Fahrgast sein Stockwerk. In das Stimmenwirrwarr hinein sagten einige: „300.“ Linda flüsterte: Erdgeschoss.

Die Stockwerke rauschten davon, glitzerten vorbei, als bestünde das Gebäude aus Edelsteinen. Aber was Linda am meisten erstaunte war der Frieden, die innere Ruhe und das tiefe Glücksgefühl, die diese Riesenbank atmete. Woran lag das? Sie blickte sich verstohlen um. Die Menschen um sie herum lächelten ihr zu. Einfach so. Sie schaute misstrauisch zurück.

Die Halle im Erdgeschoss entsprach Lindas Verständnis von einer Bank um einiges mehr. Überall gläserne Schalter, Warteräume und Service-Büros, alle mit Menschen und Robotern voll besetzt. Offenbar war noch lange nicht Dienstschluss.

„Hallo“, näherte sich Linda einem kleinen glatzköpfigen Mann hinter einem Schalter. Sie suchte sich grundsätzlich immer männliche Ansprechpartner aus.

„Ein Zimmer zum Übernachten, bitte.“

„Klar doch“, sagte er. „Haben Sie ein Konto bei uns?“

„Nein“, antwortete Linda. „Aber ich habe etwas Geld dabei.“

„Hihi, hihi“, lachte der Mann. Er hatte eine hohe Frauenstimme. „Den habe ich schon lang nicht mehr gehört, der war gut. Mit Geld kommen Sie hier nicht weit“, sagte er nebenbei, während er anfang, auf seiner Glasplatte vor sich hin zu tippen. Neues Konto anlegen...

„Womit bezahle ich denn dann?“, gab Linda beunruhigt zurück.

„Mit Sinn, natürlich“, antwortete der Mann leicht abwesend.

„Wir sind eine Sinnbank.“

„Sie betreiben aber auch ein Hotel, oder wie kann man sonst

bei Ihnen übernachten?“

„Hotel?“ Der Mann blickte verduzt auf. „Wieso Hotel? Wir sind eine ganz gewöhnliche Sinnbank. Sie zahlen Sinn ein, das heißt, Sie werden mir gleich erzählen dürfen, was Sie unlängst an Sinnbehaftetem getan haben.“

„Ach so! Und was bekomme ich dafür?“

„Zeit.“

*

„Meiner Karriere einen mächtigen Push gegeben.“

„Null Punkte.“

„Meinen Haushalt perfekt durchgeplant und organisiert.“

„Null Punkte.“

Eine Viertelstunde verging, ohne dass Linda auch nur einen einzigen Punkt sammeln konnte. Der Bankangestellte versuchte nun immer verzweifelter, Linda auf die Sprünge zu helfen:

„Haben Sie in letzter Zeit denn gar nichts Uneigennütziges gemacht? Jemandem zugehört, eine kleine Freude bereitet, bei irgendetwas geholfen?“

„Ach, doch, natürlich.“

„Na sehen Sie!“ Der Mann mit der hohen Stimme klang erleichtert. „Dann füllen Sie bitte das elektronische Formular aus.“ Er aktivierte die Tischplatte, auf die sich Lindas Ellenbogen stützten, und drückte ihr einen Stift in die Hand. Linda schrieb auf : *Heute habe ich meinen Freunden bei deren Arbeit geholfen.* Ihr war zwar vollkommen klar, dass sie die Zeitreise aus eigennützigen Zwecken angetreten hatte, aber das konnte ihr Gegenüber schließlich nicht wissen.

„Enter“, sagte der Mann.

Sie drückte auf Enter. Eine rote Fehlermeldung erschien.

„Diese Aussage ist leider unwahr. Wahrscheinlichkeit: 90%“, stand darin. Lindas Wangen verfärbten sich rosa. Sie setzte erneut an: *Ich habe Johnny vorhin gerne zugehört*. Diesmal fiel die Fehlermeldung besser aus: Die Aussage war wieder für unwahr deklariert worden, allerdings lag die Wahrscheinlichkeit niedriger. Der Mann hinter dem Schalter schüttelte leicht den Kopf.

„Warum müssen Sie lügen?“, fragte er sanft.

„Weil ich für solche ‚guten Taten‘ einfach keine Zeit habe“, erwiderte Linda.

„Das verstehe ich nicht“, sagte er. „Dafür sind wir doch da. Was machen Sie denn sonst mit Ihrem Leben?“

Seine Stimme drückte eine derartige Fürsorge aus, dass sich Lindas Augen mit Tränen füllten. Sie wusste nicht einmal genau, warum. So etwas war ihr einfach noch nie zuvor passiert.

„Hören Sie, wenn Sie nicht wissen, wo Sie heute Abend schlafen sollen, können wir Ihnen einen zinslosen Kredit anbieten.“

„Nein, es ist schon in Ordnung“, flüsterte Linda. Sie drehte sich um und schob sich in Richtung des Ausgangs durch die Menschenmenge voran. Sie würde schon noch etwas anderes finden.

*

Draußen war es Nacht geworden. Mitten auf dem Ihme-Platz spielte eine Band, am Schlagzeug ein Roboter, oder war es eine Roboterin? Jedenfalls hatte er lange blonde Haare.

Die Geschäfte in der Limmerstraße trugen andere Namen als 2015 und hatten alle noch geöffnet, daher war Linda das

Stadtviertel als besser beleuchtet erschienen. Im Rewos gab es keine menschlichen Verkäufer mehr; alle Arbeiten wurden von Robotern ausgeführt. Sie kaufte sich Sushi. An der Kasse nahm der Roboter ihre Euromünzen, drehte diese mit seinem Metallarm hin und her, steckte sich eine in den Metallmund und lachte auf:

„Wollen Sie mir Falschgeld oder bloß uraltes Geld andrehen, he – he – he?“

Linda rollte mit den Augen.

„Ich mache Spaß“, sagte der Roboter.

„Und ich suche Johnny.“

„Johnny hat Nachtschicht in der Faust.“

„Wie komme ich möglichst schnell dorthin?“

„Ich rufe Ihnen eine Pferdekutsche.“

„Natürlich, Scherzkeks!“

„Das war jetzt kein Spaß.“

Innerhalb von Minuten befand sich eine Pferdekutsche vor der Tür. Die junge Fahrerin war nach der Roma-Tradition gekleidet und trug Zöpfe und eine dicke Brille. Sie sah Okka erstaunlich ähnlich, einer Okka, die keine Sekunde gealtert, sondern eher jünger geworden war.

„Möchten Sie über Pferde, Physik oder Philosophie sprechen, oder lieber während der Fahrt schweigen?“, fragte das Mädchen.

„Über Pferdekutschen generell wäre mir recht. Was ist mit den alten Taxen passiert?“

„Oh“, lachte sie. „Gar nichts, sie sind nur nicht mehr in, das ist alles. Sie sind in der nicht allzu fernen Vergangenheit zu einem Symbol sozialer Benachteiligung geworden.“

„Wie bitte?“

„Taxifahren war früher ein Beruf, in dem Hochqualifizierte besonders häufig landeten, wenn ihre Abschlüsse aus dem

Ausland nicht anerkannt wurden, oder wenn die Arbeitgeber sie aufgrund ihres Namens, ihrer Religion oder gar ihrer sexuellen Identität schlicht und einfach nicht haben wollten. Die Wenigsten erinnern sich heute noch daran, trotzdem dürfen wir nicht vergessen, dass so etwas in unserer postmodernen Geschichte einstmals möglich war.“

„Man konnte dieses Problem also schließlich lösen?“

„Oh, natürlich, schon lange.“

Linda staunte.

„Alles hat mit den Flüchtlingen angefangen, die um 2015 nach Deutschland gekommen waren“, fuhr das bebrillte Mädchen fort. „Innerhalb einiger Jahre hatte sich in Deutschland und Europa an vielen Orten ein derart schlimmer Rassismus aufgebaut, dass Linden eines Tages nicht mehr tatenlos zusehen konnte. Die Lindener probten den Aufstand der Anständigen. Alles völlig gewaltfrei, versteht sich.“

„Eine Großdemonstration?“

„Nicht nur. Ein kühnes Experiment. Linden war ein Think Tank gewesen, schon lange hatten die schlauesten Köpfe im buntesten Stadtviertel Hannovers gewohnt. Also entwickelten sie gemeinsam eine Vision: die Welt, in der wir heute leben. Das Modell wurde erst im kleinen Kreis erprobt. Nachdem es sich als erfolgreich erwies, wurde es nach und nach von anderen Städten, Bundesländern und schließlich von den meisten Mitgliedsstaaten der Europäischen Union übernommen. Die Ankunft der Flüchtlinge hat Europa also letztlich gerettet.“

„Entschuldigung... Wie heißen Sie?“

„Okko.“

„Okko, würden Sie mir dieses Modell beschreiben?“

„Können Sie mir versprechen, dass Sie diese Informationen möglichst uneigennützig verwenden werden? Denn darauf basiert unser gesamtgesellschaftliches Modell.“

„Sie haben mein Wort.“

Möglicherweise meinte Linda Neubauer diesen Satz zum ersten Mal in ihrem Leben ernst. Warum, konnte sie wieder nicht beantworten.

*

Sie hielten vor dem Kulturgelände, das vor ‚Leben‘ brummte, obwohl bestimmt ein Viertel aller Anwesenden Roboter waren. Die Musik war wieder eine wilde Mischung aus allem, was Linda in ihrem Leben gehört hatte. Roboter saßen an der Kasse oder servierten Getränke, andere spielten in den sich abwechselnden Bands, wiederum andere unterhielten sich mit den Gästen und führten Bewegungen mit ihren Metallarmen aus, als tanzten sie zum Rhythmus der Musik.

Ein Tablett mit bunten Getränken näherte sich. Es war Johnny, der das Tablett hielt und höflich grüßte.

„Johnny ist ein Aushilfsroboter“, sagte Okko. „Er kennt sich ausgezeichnet im Stadtteil aus und erklärt Ihnen am besten gleich selbst, was es mit dem Lindener Modell auf sich hat.“

Johnny fing sofort an, wie aus einem Geschichtsbuch vorzutragen:

„Ursprünglich wollten sie sehen, ob es nicht auch ohne das Leistungsprinzip ginge. Also hat eine Gruppe von Lindener Ingenieuren die hiesigen Unternehmen herausgefordert: *Wir lassen Roboter für euch entwickeln, ihr lasst diese einsetzen, dafür werdet ihr Arbeiter entlassen und Kosten sparen können. Ihr zahlt eine Robotersteuer, davon werden alle Lindener ein bedingungsloses Grundeinkommen erhalten. Das Ganze wird als Projekt durchgeführt, also zeitlich begrenzt.* Sozialwissenschaftler, Politologen, Marktforscher usw. durften die Entwicklung gespannt mitverfolgen. Linden als Echtzeitlabor.

Mit diesen einfachen Überlegungen hatte alles angefangen. Nach einem Jahr konnte man bereits beobachten, dass eine öffentliche Debatte in Gang gesetzt wurde, die sich langsam durch ganz Deutschland zog. Es ging um nicht weniger als den Sinn des Lebens sowie den Wert des Menschen an sich.

Die Lindener kümmerten sich in erster Linie um die Menschen, die in ihrer Stadt Schutz suchten. Menschen mit Migrationshintergrund waren dabei besonders gefragt. Nach langen Jahren durften sie ihre Erfahrungen – oder die ihrer Eltern und Großeltern – als transkulturelle Vermittler einsetzen. Das in Linden gewagte Experiment stellte sich als Gewinn für alle heraus, was in zahlreichen Umfragen und Erhebungen deutlich wurde.

Gleichzeitig nahm der technologische Fortschritt rasant zu. Man sprach nun von der Industrie 6.0. Die Roboter konnten eigenständig ihren Tätigkeiten nachgehen. Das Lindener Experiment begann, sich in ein immer attraktiveres Modell zu verwandeln. Mehr und mehr Menschen von außerhalb des Stadtteils wollten mitmachen; durch das Grundeinkommen von ihrer Existenzangst befreit, konnten sich nun ihren wirklichen Potenzialen widmen.

Ein ehemaliges Flüchtlingskind gründete die erste Sinnbank. Im Gegensatz zur „richtigen“ Bank fing die Sinnbank als Erstes an, mit „Wertpapieren“ zu handeln. Die Gründungsidee war, den Menschen, die sich uneigennützig einsetzten, eine Form von Wertschätzung entgegenzubringen. Zunächst waren es nur Papiere, auf denen „Danke“ stand. Langsam fand jedoch ein Umdenken in der Gesellschaft statt. Diese sinnbehafteten Tätigkeiten gewannen allmählich an Bedeutung und Anerkennung. Roboter konnten den Menschen sehr vieles abnehmen, aber sie waren einfach nicht menschlich genug, um in der Medizin, Pflege, Schule, Kinderbetreuung sowie verschiedenen anderen Berufen tragende Rollen zu spielen.

Die sozialen Berufsfelder erhielten dadurch eine völlig neue Wertigkeit. Im Gegensatz zu früheren Banken, die sich über erreichte Zielvereinbarungen definierten, schätzte die Sinnbank den Aufwand ein und tauschte diesen gegen Zeiteinheiten. Dabei ging es um *Zeit für sich*, die man in den Räumlichkeiten der Sinnbank verbringen konnte, wenn man wollte: Dort konnte man inzwischen auf mehr als 300 Etagen und in einer riesigen Freiluftanlage alle möglichen Hobbys und Beschäftigungen ganz nach Belieben ausüben.

Burnout und viele andere Krankheiten gingen zurück. Die Menschen entdeckten wieder was es hieß, in einer Community zu leben. Das Lindener Modell hat sich seitdem in ganz Deutschland und Europa verbreitet.“

*

Linda nickte nachdenklich.

„Was ist mit all den Menschen, die vielleicht gar keine Lust haben, uneigennützig zu handeln? Werden diejenigen weggesperrt, die sich gegen das Lindener Modell aussprechen? Kann man gesellschaftlich überleben, ohne ein Sinnkonto zu besitzen?“

Okko war weg. Vermutlich hatte sie ein neuer Kunde über die Kutschensharing-App gebucht.

„Johnny, kannst du mir etwas darüber verraten?“

„Komm einmal mit, Linda.“

Sie verließen das Faust-Gelände und gingen die Limmerstraße hinunter in Richtung Küchengarten.

„Natürlich gibt es immer wieder Menschen, die nicht mitmachen wollen. Das ist ihr gutes Recht. Sie dürfen meistens alle Vorteile eines Sinnkontos auf Kredit nutzen.“

Ganz häufig ist es so, dass sie ihre Sinnschulden irgendwann abbezahlen, spätestens dann, wenn sie am eigenen Leib erfahren müssen was es bedeutet, auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein. Dieser Moment stellt für viele eine Kehrtwende dar.“

Linda spürte, dass Johnny noch nicht fertig war.

„Aber es gibt auch noch andere Menschen, die sich bewusst dafür entscheiden, nur für sich selbst zu leben und niemals umschwenken, auch im hohen Alter nicht. Vielleicht wäre es für sie zu schmerzhaft, sich einzugestehen, dass sie sich ein Leben lang geirrt haben, dass sie nicht glücklich geworden sind, dass sie anderen Leid zugefügt haben. Diese Menschen trifft man hier in Linden genauso wie überall sonst.“

„Was geschieht mit ihnen?“

„Sieh lieber selbst, Linda.“

Sie waren an der S-Bahn-Haltestelle Küchengarten angekommen. Auf einer Holzbank saß eine ältere Frau, vielleicht Mitte 60, die einmal schön gewesen sein musste. Ihre Haare hingen in grauen Strähnen herunter. Sie trug eine schäbige Decke um die Schulter, die ein Loch für den Kopf aufwies, wie ein Poncho. Sie polterte herum, schrie und pöbelte die Passanten an. Ab und zu nahm sie einen Schluck von einer dicken, orangefarbenen Flüssigkeit aus einer Flasche. Neben ihr saß ein Roboter, größer als Johnny. Er sprach mit ihr, redete auf sie ein und entschuldigte sich bei den vorbeigehenden Menschen, welche die Frau beschimpfte. Einmal nahm er ihr Handgelenk in seine Metallhand und checkte ihren Puls. Sie holte mit dem Arm zu einem Schlag aus. Mit einer sachten Bewegung schob der Roboter ihren Arm mit der geballten Faust herunter. Die Frau tobte vor Wut. Als sie den Blick hob, sah sie Johnny und Linda vor sich stehen.

Der Blick durchbohrte Linda und fesselte sie auf der Stelle. Sofort packte sie ein lächerliches Bedürfnis: Sie wollte der alten Frau helfen, fühlte sich auf unerklärliche Weise zu ihr hingezogen. Sie wollte sie stützen, ihr die Decke richten und sagen, dass es schon gut sei, dass sie nicht für alle Ewigkeit dazu verdammt sei, sich mit diesem Roboter zu unterhalten, der nicht einmal wissen konnte, wie Alkohol schmeckte, geschweige denn, wie er sich im Körper anfühlte.

Bin ich verrückt geworden?, dachte Linda verwirrt. *Habe ich mich in der Sinnbank mit dem Gutmenschen-Virus angesteckt?*

Doch auf einmal durchfuhr sie eine schreckliche Erkenntnis. Auch wenn die vergangenen Stunden sie mehr berührt hatten als die gesamten letzten Jahre ihres Lebens – ihre plötzliche Empathie hatte nicht das geringste mit einem Anflug von Gutmenschentum zu tun. Der Grund für ihr Mitgefühl stand wie ein Schreckgespenst vor ihr. Oder eher wie ein Zerrspiegel. Denn die alte Frau war... sie selbst.

*

Am Montagmorgen befand sich Linda Neubauer nicht in ihrem Büro. Sie wurde in der Vorstandssitzung um 14:00 Uhr auch nicht zum neuen Head of Real Estate Banking gekürt. Ihr Chef hatte um 5:00 Uhr morgens, als er wie jeden Tag seine E-Mails checkte, Linda Neubauers Kündigung erhalten.

Im Bett mit Miggi, nach der ehrlichsten Nacht ihres Lebens, schlief Linda erst einmal aus. Am nächsten Tag hatte sie einen Termin bei GründerinnenConsult; Sie würde Lindens erste Sinnbank ins Leben rufen. Den Businessplan hatte sie bereits im Kopf. Es hätte ein gutes Geschäft mit einem

Riesenprofit für sie werden können, aber sie erinnerte sich an das Versprechen, das sie Okko in der Zukunft gegeben hatte. Sie würde sich nicht daran bereichern, sondern das Stadtviertel entwickeln und den Schutzbedürftigen helfen. Es gab sehr viel zu tun, aber sie würde Mitstreiter finden. Würde sie das? Okka und ihr Freund waren verschwunden; ihr kurzer Arbeitsauftrag hatte ausschließlich beinhaltet, Miggi beim Aufbau der Zeitmaschine zu unterstützen.

Wäre Miggi dabei? Würde er sie noch immer lieben, jetzt, wo sie keine Überfliegerin auf dem Weg in die Chefetage mehr war? Und auch dann noch, wenn sie mit ihrem neuen Vorhaben vielleicht scheiterte?

Früher hätte sie sich eher die Zunge abgebissen als zuzugeben, dass sie sich von Anfang an in Miggi verliebt hatte. Doch jetzt nahm ihr ganzes Leben offenbar eine vollkommen andere Wendung, als sie es sich hätte träumen lassen.

Text von Cristina Marina

Green Village

Ich habe das weiße Blatt Papier vor mir liegen und versuche mich daran zu erinnern, wie alles begann.

Wir schreiben das Jahr 2050 und es dauerte fast ein halbes Jahrhundert, bis das Green Village auf den Trümmern des ehemaligen Ihme-Zentrums errichtet werden konnte. Als gebürtiger Lindener Butjer wohnte ich während meiner Kindheit mit meinen Eltern, meiner großen Schwester und meinem älteren Bruder im Ihme-Zentrum in Linden. In den 80ern blühte dort das Leben.

Die Ihme-Passage war eine lebendige Einkaufsmeile voller Geschäfte, wie etwa dem riesigen Huma-Markt, wo wir als Kinder nie dem verheißungsvollen Duft der frisch gegrillten Hähnchen widerstehen konnten und unseren Vater nach jedem Einkauf beknieten, uns einen dieser leckeren Gockel zu kaufen. Weiter ging es mit dem Waffenladen, wo wir als Kinder im Vorbeigehen stets die Auslage mit den verschiedensten Messer betrachteten und ich mich heute beim Schreiben dieser Zeilen frage, wie sich jener Laden überhaupt so lange in der Passage halten konnte. Viel Kundschaft sah ich dort eigentlich nie. In meiner Erinnerung kam dann auf der linken Seite das große Schuhgeschäft Hess, es folgten Kinder- und Modeläden, ein gut sortierter Buchladen, natürlich ein Aldi und zu guter Letzt noch der Elektronikriese Saturn Hansa, also alles, was einem beim Gedanken an eine Einkaufspassage einfällt.

Unzählige Male waren wir dort zum Einkaufen und Schlendern, teilweise mehrmals wöchentlich. Wenn man etwas brauchte, ging man halt ins Ihme-Zentrum. Doch das

sollte sich ändern. Die massive Geldgier der Verpächter der Geschäftszeilen läutete den Untergang des Ihme-Zentrums ein. Die Pachtpreise wurden ständig erhöht, schließlich derart, dass die Geschäftsinhaber sie nicht mehr tragen konnten.

Es folgte ein Konkurs nach dem anderen, bis sogar der große Huma seine Pforten schließen musste. Damit einher ging natürlich auch ein stetiger Besucherschwund, sodass das Ihme-Zentrum langsam aber sicher immer weiter zur Geisterstadt verkam. Im Nachhinein betrachtet konnte man als Kunde aber auch in den folgenden Jahren kein wirkliches Bemühen oder gar einen Existenzkampf wahrnehmen, keine großen Feste oder speziellen Aktionen oder Events, um die Kundschaft wieder zahlreicher ins Zentrum zu locken. Man hatte fast das Gefühl, dass der "Markt" kampflos aufgegeben wurde. Schließlich empfand auch der große Elektronikriese Saturn Hansa den Standort als zu unattraktiv und zog in die deutlich lukrativere Innenstadt um. Beim folgenden Schlussverkauf spielten sich Szenen wie auf einem Basar ab und manchmal frage ich mich, ob der fürchterliche Slogan *Geiz ist geil* bei eben dieser Gelegenheit erfunden wurde.

In den darauffolgenden Jahren fand sich kein Investor, der es schaffte, das Ihme-Zentrum nachhaltig wieder zum Leben zu erwecken.

Darunter litt die Attraktivität des Zentrums natürlich massiv. Schönheitsreparaturen und notwendige Renovierungen blieben aus, die Schmierereien an den Wänden nahmen zu, man konnte quasi eine Ghettoisierung im Zeitraffer betrachten. Das ging so lange, bis sich eines Tages keiner mehr alleine ins Zentrum traute. Zu gruselig. Die Preise der Eigentumswohnungen und Mietpreise fielen natürlich ins

Bodenlose, sodass auch die Sozialstärke der Bewohner nach und nach sank. Bei denjenigen die blieben, mögen finanzielle Aspekte eine Rolle gespielt haben oder auch die Hoffnung, den Verlust ihres geldwerten Eigentums möglichst gering zu halten.

In dieser schier aussichtslosen Situation schrieb die Stadt irgendwann einen Ideenwettbewerb aus, um frischen Wind in die konzeptionelle Diskussion um die Zukunft des Ihme-Zentrums zu bringen.

Auserkoren wurde schließlich die Idee eines Hannoverschen Architekturstudenten und zwar von einem Gremium, das aus Oberbürgermeister und lokalen Politik- und Wirtschaftsvertretern bestand. Auf einer extra hierfür einberufenen Pressekonferenz wurde der Entwurf vorgestellt. Plan des innovativen Konzepts *Green Village 2050* war eine komplette Neukonzeption, die als erstes vorsah, das gesamte Ihme-Zentrum dem Erdboden gleich zu machen, um im Anschluss auf dessen Trümmern das zukunftsweisende Dorf *Green Village* zu errichten.

Die Pläne waren vielversprechend und beispielhaft. Es sollte ein vollkommen ökologisches und klimaneutrales Dorf entstehen, welches mit den bis dato bekannten Alternativen wie Solarenergie, Wasserkraft und Erdwärme betrieben werden sollte.

Nach zähen, monatelangen Verhandlungen zwischen Banken, Stadt und Investoren gab es 2020 endlich Ergebnisse: Ein von Land und EU geförderter Unternehmenszusammenschluss aus dem örtlichen Energieversorger und den lokalen Wohnungsbaugesellschaften übernahm das Ihme-Zentrum. Doch es sollte fast ein weiteres Jahrzehnt ins Land gehen, bis sämtliche

Wohnungen geräumt, verkauft oder verlassen wurden. Zurück blieb eine Gruppe hartgesottener Hausbesetzer, deren Wohnstatt letztlich durch den massiven Einsatz von Polizeikräften geräumt wurde. Der Abriss dauerte dann weitere zwei Jahre und wurde täglich von Hunderten Schaulustiger begleitet.

Als dann 2030 endlich ein riesiges Fest zur feierlichen Grundsteinlegung stattfand, waren die Stimmen der Skeptiker und Befürworter gleichermaßen laut.

Im Herzen des Dorfes wurde eine 750 Meter tiefe Erdbohrung vorgenommen. Die Erdwärme wird genutzt, um das gesamte Dorf mit Heißwasser zu versorgen. Die Siedlung besteht ausschließlich aus zweistöckigen Dorfhäusern, die Dächer sind südseitig ausgerichtet und verfügen über eigens entwickelte Solar-Dachziegel. Jedes Dorf-Haus besitzt einen separaten Li-Ionen-Energiespeicher. Dieser sorgt unter anderem dafür, dass die zu jedem Haus gehörenden Segways stets aufgeladen und einsatzbereit sind. Die Mobilität der Dorfbewohner ist somit im städtischen Nahbereich immer gewährleistet, obwohl PKW-Verkehr im gesamten Dorfkomplex untersagt ist.

Das Abwasser des Dorfes wird in riesigen, unterirdischen Bassins gesammelt, um es z.B. für die Toilettenspülung zu nutzen. Besonders stolz sind die Dorfbewohner auf das Herzstück des Dorfes, den neu angelegten Ihme-Park. Eines der Highlights bildet die weltgrößte Wassermühle, deren riesiges Wasserrad sich geradezu malerisch in die Ihme einfügt. Aufgrund der mäßigen Fließgeschwindigkeit des Leinearms wurde das Wasserrad aus einer speziellen, nichtrostenden Titanlegierung hergestellt.



Da der Ihmegrund in diesem Bereich um weitere fünf Meter abgesenkt werden musste und die starken Unterströmungen die Schwimmwege der Wanderfische, wie dem z.B. wieder fest etablierten Lachs, gefährdeten, führt ein kleiner ca. 2,50 Meter breiter Bach als Fisch-Umgehung durch das gesamte Dorf. Innerhalb des Ihme-Parks führen flach abfallende Ufer ans Wasser, es gibt hier abgegrenzte Nichtschwimmer- und Kinder-Strandbereiche, die durch Stromabweiser geschützt zum Erfrischen und Baden im herrlichen Leine-Nass einladen.

Oberhalb des Strands befindet sich der Dorfmarktplatz, wo man täglich ausschließlich biologisch angebautes Obst und -Gemüse, Fleisch und frisch geräucherten Lachs kaufen kann. In den zum Wasser angrenzenden Bereichen befinden sich zahlreiche Biergärten, die vor malerischer Kulisse zum Verweilen einladen, um dort z.B. das frisch gebraute Dorf-Bier zu genießen.

Green Village hat sich zu einer berühmten Attraktion entwickelt und wird täglich von zahlreichen Touristen aus aller Welt besucht. Das ehemalige Ihme-Zentrum ist heute ein leuchtendes Beispiel für den nachhaltigen und respektvollen Umgang mit unserem Planeten.

Text von Mario Eggers

Flohmarkt in Linden

Luciana geht an der Ihme entlang, nachdem sie im Antiquitätengeschäft in der Ihme-Mall war, die früher unter dem Namen Ihme-Zentrum bekannt war. Während ihres Spaziergangs denkt sie an die Zeiten zurück, als das Apollokino sich noch an der Leinaustraße befand, bevor es, aufgrund des Umbaus der Haltestelle zu einem Hochbahnsteig, in die Ihme-Mall umzog. Sie schaut sich die Kinder an, welche die Enten und Tauben füttern, die man immer an der Ihme oder Leine findet – und die auch Luciana schon als Kind fütterte.

Sie sieht ein großes, buntes Werbeplakat, das sofort auf das Fährmannfest aufmerksam macht. Wie oft und gerne hat sie dort früher mit ihrer Familie und ihren Freunden gefeiert, wie oft beim Kinderschminken mitgemacht, wie oft zum Rhythmus der Musik getanzt – die Fährmannsfeste von heute kann man gar nicht mehr mit denen ihrer Jugend vergleichen!!! Mit wie vielen Livebands man damals feiern konnte... heute gibt es nur noch Public Viewing auf großen Bildschirmen, verschwunden sind die Stände, wo Kinder und Erwachsene sich selbst nach Lust und Laune die Gesichter bunt und fantasievoll bemalen konnten. Heute gibt es nur noch vorbedruckte Masken, die man wie Klebe-Tattoos mit Wasser wieder abwaschen kann!!! Es gibt keine witzigen Klamotten mehr, keine Bücher oder schrille Werbung, die Welt ist digitalisiert und man kann alles mit einem einzigen Klick kaufen. Man sieht kaum noch Grills, nur wenige Menschen haben Decken ausgebreitet, um ein Picknick in der Sonne unter freiem Himmel zu genießen, so lange wie die Musik spielt.

Luciana erinnert sich daran, wie ihr Vater im Kreis seiner Freunde den Grill aufbaute, er war der unangefochtene Grillmeister, denn er wusste, wo man die besten Steaks in ganz Linden kaufen konnte und wie man sie richtig würzen musste... und nur das *Pfefferhaus* hatte genau den Pfeffer, der gut genug für ihn war. Das ideale Bier für den Grill war natürlich *Lindener*, wie ihr Vater kategorisch kundtat. Im Sommer warf Lucianas Vater jedes Wochenende bei der Brücke seinen Grill an – er redete sich stets damit heraus, dass die Familie ja ohnehin über den Flohmarkt bummelte. Die Flohmarktbesuche waren für die ganze Familie immer ein Fest. Es gab ein klares Ziel: *schöne und auch wertvolle Dinge für einen möglichst geringen Preis zu erstehen*, dachte Luciana laut. Ihre Mutter, Lehrerin an der katholischen Schule, die damals in der Heinrichstraße lag, war eine wahre Expertein, wenn es darum ging, Preise herunterzuhandeln. Sie wusste immer ganz genau, was Sachen wirklich wert waren, wann ein Verkäufer seine Waren zu teuer anbot und wann nicht, sie konnte den perfekten Zeitpunkt abpassen, um etwas zu kaufen... sie wusste einfach alles über den Flohmarkt, wann welche Händler dort sein würden, welche antiken oder wertvollen Dinge man kaufen konnte und welchen exakten Wiederverkaufswert etwas hatte. Und deshalb war auch sie es, die an diesen Tagen das Geld verwahrte und gegebenenfalls an die Kinder verteilte. Luciana erinnert sich noch ganz genau daran, wie ihr Bruder Tito einmal das T-Shirt einer Reggae-Gruppe teurer erstanden hatte, als nötig gewesen wäre, und wie stinkwütend ihre Mutter darüber gewesen war. Sie hatte ihm eine Lektion darüber gehalten, dass ihm nun, weil er nicht gefeilscht hatte, fast kein Geld mehr übrig blieb.

Sie selbst, Luciana, hatte das tollste Schnäppchen ihres Lebens gemacht: die Drei-warme-Brüder-Uhr. Diese Uhr war

eine limitierte Edition mit einem exklusiven Design die an das Heizkraftwerk in Linden erinnerte, welches es heute aufgrund der veränderten Energiesysteme nicht mehr gibt. Diese Uhr stammte von einem Sammler, der ein Uhrengeschäft auf der Limmerstraße gehabt hatte, , das heute nicht mehr existierte. Wow, was für ein Glück für Luciana!

Die Uhr hat immer zu meinen Lieblingssachen gehört, viele Leute, die uns besuchten, hätten sie gerne gehabt.

Als ich Studentin war und damit nun endlich erwachsen, wollte ich gerne alleine wohnen, obwohl ich große Probleme hatte, eine Wohnung im Ihme-Zentrum zu finden. Die Mietpreise sind sehr hoch und viele Menschen suchen hier eine Wohnung, klar kann fast niemand es sich leisten, ein Apartment zu bezahlen, von dem aus man eine gute Aussicht auf das Limmerstraßen-Viertel hat und auch noch frische Luft schnappen kann. Auf dem Dach gibt es eine Open-Air-Bar, wo man im Sommer die Sonnenstrahlen genießen und Cocktails trinken kann. Im Winter werden große Glasscheiben aufgestellt, an denen der Regen wie ein Wasserfall hinabfließt und die vor wütenden Windböen schützen.

Dort können auch die Tauben ihre Nester bauen – wie wunderschön es hier ist! Und ich hätte ich mir niemals träumen lassen, hier eine Wohnung zu haben.

Viele meiner Nachbarn sind Künstler oder Banker, die hier eine Wohnung haben, wo sie unter der Woche leben, außerdem gibt es Messegäste und Beamte, Familien und Singles.

Als ich in diese großartige Wohnung zog, packte ich meine Uhr in eine Schachtel und nahm sie mit, doch nie kam ich dazu, sie auszupacken, obwohl ich jahrelang immer wieder

daran dachte, meine Lieblingsuhr zu suchen und aufzustellen.

Bis zu dem Tag, an dem ich meine Uhr in einem meiner Umzugskartons wiederfand. Ich konnte es kaum glauben! Mittlerweile hatte ich mein Informatikstudium schon fast abgeschlossen, aber mir fehlte das Geld, die letzten Kurse zu bezahlen. Mir blieb also keine andere Wahl, ich musste meine alte Uhr, die Zeugin der Lindener Vergangenheit, versteigern lassen. Schließlich hatte meine Mutter auch nur eine kleine Rente und mein Vater war krank, also blieb mir nichts anderes übrig. Und – wer hätte das gedacht? – ein englischer Uhrenliebhaber ersteigerte meine Uhr für die astronomische Summe von 5 Millionen Euro! Ich hätte mir niemals träumen lassen, dass meine Uhr so wertvoll ist... diese Uhr, die ich zum ersten Mal auf dem Lindener Flohmarkt gesehen hatte und die das beste Geschäft meines Lebens gewesen war.

Mit dem Geld konnte ich mein Apartment im Ihme-Zentrum kaufen und außerdem einen Magisterstudiengang in Robotik belegen und ich sehe mich schon vor meinem inneren Auge, wie ich neue Drohnen für den Bringdienst konstruiere.

Das war die Geschichte meines geliebten Lindens, ich werde niemals diese schönen Tage und das unvergleichliche Glücksgefühl vergessen, das ich hatte, wenn wir über den Flohmarkt bummelten.

Linden für Immer!

Text von Milagros del Rosario Zafra

Überall, nur nicht bei mir

Es war Donnerstag. Oder doch schon Freitag? Mittlerweile war er sich nicht mehr ganz sicher, welcher Tag heute war. Denn Toms Leben hatte eine Geschwindigkeit erreicht, der er selbst nur noch schwer folgen konnte. Er war 30 Jahre alt und erfolgreicher Anwalt. In einer großen Kanzlei in Hamburg. Doch von der Stadt, in der er seit nunmehr zweieinhalb Jahren lebte, kannte er nicht viel. Außer der einen oder anderen Bar, zu der es ihn und andere einsame Gestalten nachts zog.

Müde stieg er unter die Dusche, um wenigstens noch ein, zwei Minuten durchatmen zu können. Während der Wasserstrahl seinen gesamten Körper zu durchfluten schien, dachte er kurz nach.

War heute nicht ihr Geburtstag? Er schnappte sich sein Supersmartphone und schaute auf die Datumsanzeige. 30. Juli 2050. Doch. An diesem Tag vor dreißig Jahren war sie geboren worden. Und vor zehn Jahren feierten sie diesen Tag beide noch gemeinsam. In ihrer gemeinsamen Wohnung in Hannover-Linden. Zu der Zeit wollte Tom noch Anwalt für Menschenrechte werden und wirklich etwas verändern. Doch je älter er wurde, desto stärker wandelten sich seine Interessen. Vor allem galt seine Neigung immer mehr dem lieben Geld. Er machte zahlreiche Praktika im In- und Ausland und fühlte sich im alternativen Linden zunehmend unwohler.

Sicher gab es dort auch die gut betuchten Gutmenschen. Die ihre SUVs vor den unzähligen Biomärkten parkten und beim Biobäcker ihre Soja-Latte schlürften. Um dann ganz

scheinheilig für den Weltfrieden zu demonstrieren. Diese Doppelmoral fand er fast noch schlimmer als die Banker- und Managertypen, deren klares Ziel der persönliche Erfolg war – um jeden Preis. Doch seine Freundin Lydia hatte für solche Leute nur Verachtung übrig.

Ihre Trennung war unschön verlaufen. Er kapselte sich immer mehr von ihr ab und wartete darauf, dass sie den Schlusstrich zog. Ganz schön feige eigentlich. Doch so war es für ihn am bequemsten gewesen. Sie hatten einfach unterschiedliche Vorstellungen vom Leben und er fragte sich immer öfter, wie sie wohl später im wirklichen Leben klarkommen würde. Ein Auslandssemester in England nahm er zum Anlass, Linden und Lydia endgültig den Rücken zu kehren.

Sollte er sie anrufen oder nicht? Was sie jetzt wohl machte? Damals studierte sie noch Philosophie. Und wenn er sie fragte, was sie mit ihrem Leben – und auch mit diesem Abschluss – anfangen würde, sagte sie nur so vage Dinge wie „lernen“ oder „mich weiterentwickeln.“ Ob sie wohl eine feste Arbeit hatte?

Er erinnerte sich an ihre gemeinsamen Rituale. Wie sie sonntags zusammen über den Faustflohmarkt gebummelt waren oder sich an einem der zahlreichen Kioske eine Bionade auf die Hand holten und die Straßen unsicher machten. Es schien, als wäre ganz Linden damals eine gigantische Spielwiese für alle Menschen gewesen, unabhängig von Geschlecht, Alter und Einkommen.

Was sie wohl sagen würde, wenn er sie anriefe? Schon lange hatte er aufgehört über Dinge nachzudenken, sondern sie einfach getan. War es also gut, diese Reise in die

Vergangenheit zu machen, wenn das dazu führte, dass er anfang seine wertvolle Energie darauf zu verschwenden, sie in die Gefühle anderer Menschen zu investieren?

Sicher hatte sie jetzt eine neue Nummer. Doch die war leicht mit seiner NumberAPP herauszubekommen.

„Lydia Frischs Nummer“, sprach er in sein Supersmartphone.

Die Nummer erschien auf seinem Display. Er drückte auf ‚anrufen‘ und schon hörte er ein Tuten in der Leitung.

„Hallo?“

Plötzlich schnürt sich ihm der Hals zu und er bekommt keinen Ton heraus.

„Tom, bist du das?“

„Ja, ich wollte dir nur kurz zum Geburtstag gratulieren.“

„Wow, danke. Schön, von dir zu hören.“

„Ja, auch schön, von dir zu hören.“

„Wie geht’s dir? Was machst du so?“

„Gut, gut. Ich arbeite bei der Kanzlei M&M in Hamburg.“

„Mensch, gratuliere.“

„Und du?“

„Ach, weißt du, ich mache dieses und jenes. Aber mir geht's gut. Ich bin glücklich.“

„Wollen wir uns mal wieder auf eine Bionade treffen?“

„Wie wär's denn mit einer Lindonade? Ich hab' mit ein paar Freunden hier in Linden ein ganz eigenes Getränk kreiert. Vielleicht magst du das ja mal probieren. Alles aus glücklichen Früchten von unserer Gardening-Initiative.“

„Ach, krass. Du bist jetzt also Unternehmerin?“

„Keine Ahnung. Ich mach' halt mit Freunden ein paar Projekte. Das eine klappt besser, das andere schlechter.“

„Was macht ihr denn sonst noch so?“

„Also, am Küchengarten betreiben wir eine große Leihstation. Von Fahrrädern über Bierbänke kann man sich da alles gegen einen monatlichen Beitrag ausleihen. Und dann gibt's noch das alternative Jobcenter auf dem Faustgelände.“

„Das klingt ja spannend.“

„Ist es auch. Bei uns stellen sich die Leute vor und erzählen von ihren Träumen, Eigenheiten und Schwächen. Sie zeigen sich als Menschen, denn im Endeffekt suchen Unternehmen doch auch Menschen und nicht nur Mitarbeiter, oder?“

„Wow, das hast du alles auf die Beine gestellt?“

„Ach, das war ich doch nicht allein. Ich hab' ganz viele Menschen an meiner Seite. Alte, ganz junge, Alteingesessene,

Hippies, Unternehmer und und und... Du weißt doch, Linden ist und bleibt nun mal ein Schmelztiegel. Und stell dir vor, selbst die reichen SUV-Fahrer haben wir an Bord.“

„Gratuliere“, sagte er. „Und sag’ mal, könnt ihr in euren Reihen noch einen smarten Anwalt gebrauchen?“

„Aber... aber du bist doch in Hamburg!“

„Ich bin überall, nur nicht bei mir.“

„Bist du sicher, dass du hierher zurückkommen willst?“

„Ja. Ich glaube, ich musste erst weggehen, um zu sehen, was mich wirklich glücklich macht.“

„Und was ist das?“

„Eine Lindonade auf die Hand. Ein Spaziergang durch die Straßen. Ein Flohmarktbesuch. Und du.“

„Komm nach Hause. Ich warte.“

„Äh, was hast Du gesagt?“

„Dass du nach Hause kommen sollst. Nach Linden. Zu mir.“

„Ja, ich... Ich komme.“

Mit einem Mal wusste er, dass sein Abschied von Linden das Beste war, was ihm je passiert ist. Denn erst aus dieser Distanz hatte er gemerkt er, dass sein Leben mehr Schein als Sein war, weil drei Dinge darin gänzlich fehlten:

Lydia.
Linden.
Liebe.

Doch jetzt wusste er, dass er ohne sie nicht mehr sein konnte, sein wollte. Er wollte leben. Er wollte lieben. Er wollte lachen. Und zwar mit der Frau, die mit beiden Beinen fest auf dem Boden stand – und trotzdem einen bekennende Träumerin war. Mit seiner Lydia. In ihrem Linden.

Text von Maria-Theresa Eggers

Wiedergeburt in Linden

Zielstrebig laufe ich die Limmerstraße herunter, weiche immer wieder Sitzgruppen, Strandkörben und Gestellen mit Hängematten aus. Überall hängen Leute ab, die ich kenne. Ich winke, verteile Luftküsschen und lege noch einen Zahn zu. Ich habe es eilig, will mich auf kein Gespräch einlassen. Ich suche nämlich jemanden, einen Seelenverwandten.

Vergangene Woche war mein 30ster Geburtstag. Ich habe ihn nicht besonders traditionell gefeiert. Hier in Linden ist das nostalgische Rathaustreppe-Fegen sowieso nie üblich gewesen, zumal unser Rathaus längst keine Treppe mehr hat. Selbst die Rampen, die es früher zusätzlich zur Treppe gab, wurden irgendwann als Zeichen der Ungleichbehandlung angesehen und wieder entfernt. Jetzt ist alles ebenerdig zu erreichen oder direkt mit elektronisch betriebenen Hilfen.

30 zu werden ist auch längst nichts Besonderes mehr. Das Märchen vom heiratsfähigen Alter hat sich erledigt. Nach der Errungenschaft der „Lebensverlängerung“ ist das Alter 30 kein Meilenstein im biologischen Prozess einer Frau mehr, auch nicht 40 oder 50. Meine Mutter hat mich beispielsweise – nach einer totalen Zellregenerierung – im Alter von 72 Jahren geboren. Nach früheren Maßstäben habe ich also nun Geschwister aus drei Generationen. Aber so sieht das heute keiner mehr.

Gestern habe ich endlich meine Karmareise, eine Rückführung in frühere Leben, eingeleitet und hoffe nunmehr auf eine Kettenreaktion von Erkenntnissen und Einsichten. Dass diese Reise mich allerdings an den Ort meines derzeitigen Seins führen würde, nämlich nach

Linden, hätte ich nie geahnt.

Meine Freundin Kathi hat mir zum Geburtstag eine App geschenkt, die Tiefenentspannung, Trance und schließlich Rückführung in frühere Leben verspricht. Da zu diesem kleinen, Erfolg versprechenden Programm auch die Einnahme von chemischen Substanzen gehört, musste Kathi für mein Geschenk erst einmal etwas Zeit im DarkNet verbringen. Das Ergebnis war jedenfalls irre. Obwohl diese Trance vielleicht auch mit legalen Drogen erreichbar gewesen wäre. Oder ganz traditionell: ohne Drogen;).

Was bei der Karmareise herauskam, war einfach. Aufgeregt hatte ich erwartet in fremde Welten einzutauchen, mich in Peru oder China wiederzufinden, oder zumindest in Berlin oder Venedig. Aber dann war alles so vertraut. Wer hätte gedacht, dass ich schon einmal in Linden gelebt habe? Ich war geschockt, wie der Stadtteil noch Ende des letzten Jahrhunderts ausgesehen hatte. Das schien zumindest das Zeitfenster meiner Reisestation gewesen zu sein. Meine Güte, was war das verkommen hier. Allein das Gebäude, in dem ich jetzt lebe – damals hieß es Ihme-Zentrum – war eine bombastische Betonburg, von der sich zur Jahrhundertwende regelmäßig die Selbstmörder stürzten.

Doch diese Möglichkeit wurde unterdessen geschickt ausgeschlossen. Zwar ist das gesamte Gebäude terrassenförmig durch Gartenanlagen bepflanzt, es gibt Gemüse- und auch Blumenbeete, aber großzügige Netze – wie Spinnenweben – schützen den gesamten Komplex. Selbst kleine Kinder können dort in schwindelerregender Höhe gefahrlos spielen.

Die alten Bilder des hässlichen Ursprungsbaus kenne ich nur

noch aus dem Schulunterricht, wo wir sie als Beispiele für menschenunwürdige Architektur gezeigt bekamen.

Aber anscheinend war auch das Leben damals sehr verschieden vom heutigen Dasein. Vis-à-vis meinem heutigen Wohn- und Lebensseinheit war ein hässlicher Platz aus Beton und Stein. Und als wäre das noch nicht grauenhaft genug, war diese vermeintliche Enklave von allen Seiten umringt von Auto- Bus- und Straßenbahnverkehr.

Glücklicherweise ist das längst nicht mehr zeitgemäß. Die Straßenbahn wurde durch einen Tunnel unter Linden hindurch geführt. An die jahrelangen Bauarbeiten in meiner Kindheit erinnere ich mich noch sehr gut. Als die Einwohnergemeinschaft sich anschließend um den Titel *Weltkulturerbe Linden* bewarb, wurde der Autoverkehr endgültig verbannt. Dass früher Autos und eine Straßenbahn noch über die Limmerstraße gefahren sind, ist kaum zu glauben. Heute ist sie eine Flaniermeile mit vielen kuscheligen Nischen zum Relaxen und Klönen. Die Zugänge und Fahrstühle zur Tunnelbahn befinden sich dezent an mehreren Einmündungen der Zuwege.

Dort sind auch die Ladestationen. Für ein paar Bitcoins kann jedeR an Säulen Handy, E-Bike, E-Rolli oder sonstige elektrisch betriebene Accessoires aufladen. An der Ladestation, die meinem Lieblingscafé am nächsten ist, habe ich neulich auch diesen Jungen gesehen. Er war noch recht jung, höchstens 20. Aber irgendetwas an ihm faszinierte mich. Ich hatte so ein vertrautes Gefühl... Das war vor meiner „Rückführung“.

Und dann hatte ich bei meiner Reise in die Vergangenheit

das Déjà-vu schlechthin. Die Karmareise führt ja oft zu Lebensabschnitten, welche uns große seelische Schmerzen bereitet haben. Ich begegnete meinem damaligen kleinen Bruder. Er war seinerzeit tödlich verunglückt. Ein Auto hatte ihn vom Fahrrad gekickt, ihm die Vorfahrt geklaut, einfach so. Ich hatte damals wohl sehr gelitten unter dem Verlust. Und das war anscheinend ausgesprochen wichtig für meine Seele.

Als die Reise noch weiter zurückging, traf ich ihn in früheren Zeiten, wir machten gemeinsame Wanderausflüge, erlebten dabei Fantasie-Abenteuer, die wir ersponnen. Eine schöne, aufregende Zeit war das. Er war damals ungefähr 20.

Er war der Junge von der Ladestation auf der Limmerstraße. Ist so was wirklich möglich? Ist er hier wiedergeboren worden, direkt vor meiner Nase? Und wie sage ich ihm, dass er mein Bruder war, in einem früheren Leben?

Endlich bin ich an der Ecke angelangt, wo ich ihn getroffen hatte. Und nun? Er ist natürlich nicht mehr da. Ich hätte ihn mit meinem Handy fotografieren sollen. Dann könnte ich ihn im Internet suchen oder Leute auf der Limmerstraße fragen, ob sie ihn kennen... Ratlos blicke ich mich um.

An der Ladestation ist gerade ein Typ am Rumpusseln. Er wirkt ungeschickt, ist schon etwas älter. „Kannst du mir mal helfen?“

Als wir endlich sein Handy aufgeladen haben, will er mir ein Getränk ausgeben. Warum nicht? Er wirkt interessant und ist sehr aufgeschlossen. Wir gehen zusammen in mein Lieblingscafé, Ich denke immer noch wehmütig an meinen

Bruder – an den aus dem vorigen Leben. Sollte die Begegnung mit seinem Pendant mir irgendetwas sagen? Diente sie vielleicht bloß als „Katalysator“? Ich wäre ja heute nie an diese Ladestation gekommen, wenn ich ihn hier nicht gesucht hätte. Sollte ich Rajab eigentlich begegnen? Verzweifelt suche ich nach einem Sinn. Rajab ist jedenfalls echt nett. Wir trinken Tee, er hat mich eingeladen. Er erzählt, dass er seine Geschwister im Krieg verloren hat. Genau wie die Unfalltoten in unserer Wirtschaftswunderwelt waren sie „nur ein Kollateralschaden,“ erfahre ich. Denn weder Rajabs Bruder noch seine beiden Schwestern waren politisch engagiert. Sie schliefen gerade, als eine Bombe das Haus der Familie traf. Wären sie mit Rajab, seinem kleinsten Bruder und den Eltern mit zu den Großeltern gekommen, lebten sie heute vielleicht noch. Ich denke an meinen Bruder. Der damals überlebt hätte, wenn die „Vision Zero“ der Schweden (keine Verkehrstoten mehr) sich schneller in ganz Europa durchgesetzt hätte.

Was wohl hätte anders laufen müssen, damit Rajabs Geschwister noch am Leben wären? Was hätte das Haus seiner Familie vor dem Unglück bewahrt? Keine Kriege, mehr Menschlichkeit, fällt mir ein. Diese Vision erscheint mir etwas zu fantastisch für unsere Welt. „Vision Zero“ = keine Kriegsoffer mehr, mehr Menschlichkeit.

Aber wieso eigentlich nicht? Zumindest in unserem kleinen Linden scheinen wir auf dem richtigen Weg zu sein, oder?

Text von Claudia Ermel

Aurelia

Wenn aus bunt bunter wird....

Vor knapp 8 Wochen habe ich eine Tochter zur Welt gebracht. Ihre Geburt war für mich einer der schönsten Momente meines Lebens und einer der bedeutendsten. Seitdem stelle ich mir viele Fragen. Wie sieht die Zukunft meiner Tochter aus? Was für ein Mensch wird sie sein? In welcher Gesellschaft aufwachsen? Im Jahre 2050 ist meine Tochter 35 Jahre alt. Fast genauso alt, wie ich jetzt bin. Vielleicht wird sie dann auch schon Kinder haben und eine Mutter sein, die sich um ihre Kinder Gedanken macht. Meine Tochter hat bunte Wurzeln, einen Migrationshintergrund aus dem Osten und einen aus dem Süden. Ich spreche mit ihr spanisch und mein Mann polnisch, denn sie soll bilingual und multikulturell aufwachsen. Für sie soll es kein Schwarz und Weiß geben, sondern ein buntes Miteinander. Sie ist Deutsche und noch viel mehr. Sie ist unsere Zukunft.

So bunt wie meine Tochter ist, wünsche ich mir Linden. Linden ist für mich eine Stadt in der Stadt. Linden ist Vorreiter, wenn es um ein multikulturelles Miteinander geht. Und das heißt nicht nur, dass man beim Türken einkaufen geht, beim Perser zu Mittag isst und abends Studenten, Migranten, Akademiker und viele andere auf ein Bier am Kiosk trifft. Es bedeutet vielmehr, sich mit der eigenen Kultur und der Kultur anderer auseinanderzusetzen. Über den eigenen Tellerrand zu schauen und Toleranz nicht nur auf seine Fahnen zu schreiben, sondern sie zu erlernen und zu leben. All das ist Linden. Hier gibt es kein Schwarz und Weiß. Hier ist die Welt bunt.

Wenn ich die Zukunft gestalten könnte, dann wünschte ich

mir, dass Linden im Jahre 2050 noch bunter sein wird. Ich sehe meine Tochter als junge, dynamische Frau durch Linden laufen. Sie spricht drei Muttersprachen: spanisch, polnisch und deutsch. Beim Bildungsverein in der Viktoriastraße lernt sie dazu noch Chinesisch und frischt ihre Englischkenntnisse auf. Sie ist sowohl modern als auch traditionsbewusst. Wenn sie morgens aus ihrer Wohnung in der Selmastraße kommt, holt sie sich als erstes ihren Kaffee beim Bio-Bäcker und geht zu Fuß den kurzen Weg zur Arbeit. Sie läuft ein Stück über die Limmerstraße, die sich zehn Jahre zuvor durch die komplette Verlegung der U-Bahn in den Untergrund in eine großzügige Flaniermeile verwandelt hat. Ihr Büro ist im Ihme-Zentrum, dem modernisierten Wohn- und Bürokomplex, welcher auch gleichzeitig als Studentenwohnheim dient. Früher wurde das Ihme-Zentrum auch als Flüchtlingsunterkunft genutzt, was heutzutage zum Glück nicht mehr notwendig ist, denn Flüchtlinge in diesem Sinne sind seit langem Geschichte. Schon der Begriff *Flüchtling* wurde im Zuge der großen Revolution vor 30 Jahren durch *Newcomer* ersetzt. Seit man damals die weltweite Freizügigkeit für alle beschloss, hat sich so einiges getan. Wie von vielen erwartet, kam ein großer Schwung von Newcomern nach Europa. Nach einer Weile zog es dann aber auch wiederum viele Europäer nach Afrika, einem Kontinent, der heutzutage boomt und wirtschaftlich ganz weit oben steht.

Nun aber zurück zum Ihme-Zentrum. Hier kommen alle zusammen: Newcomer, Studenten, Kreative, Senioren, junge Familien, Akademiker und Arbeitslose beweisen, dass ein Miteinander auf engem Raum möglich ist. Das Ihme-Zentrum ist zu einer Art „Mehrgenerationenhaus“ geworden, doch es ist viel mehr als nur generationenübergreifend, nämlich schichtenübergreifend, kulturübergreifend und

absolut barrierefrei im Sinne jeglicher Barriere. Hier hat meine Tochter ihren Arbeitsplatz. Sie ist Zentrums-Managerin und hat eine wichtige Aufgabe – das friedliche und kooperative Zusammenleben aller Bewohner des Ihme-Zentrums zu unterstützen. Übrigens ist es mittlerweile in Linden vollkommen normal und selbstverständlich, dass Frauen in verantwortungsvollen Positionen arbeiten. Man braucht keine Frauenquote mehr, die einst verhindern sollte, dass Frauen nur schlechtbezahlte, stressige und minderwertige Jobs ausüben mussten. Generell ist starres Rollenverhalten schon lange und nachhaltig passé – jeder Mensch arbeitet nun entsprechend seiner Möglichkeiten und Neigungen. Meine Tochter arbeitet im Team, wobei es im Jahr 2050 ausschließlich Teamarbeit gibt, da man mittlerweile überall auf einen demokratischen Führungsstil baut. Vorgesetzte können abgewählt werden, wenn die Mehrheit sich gegen sie entscheidet. Man hat aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt. Es gibt in der Arbeitswelt viel weniger Ungerechtigkeit und Unzufriedenheit als früher. Ein bedeutender Meilenstein hierfür wurde vor 20 Jahren gelegt, als in Linden beschlossen wurde, dass alle Menschen ein einheitliches Grundeinkommen erhalten. Dieses Modell hat sich bewährt und wurde fünf Jahre später in Hannover und acht Jahre später bundesweit umgesetzt. Nun haben alle Menschen die gleichen wirtschaftlichen Voraussetzungen, was für größere Zufriedenheit in der Bevölkerung gesorgt hat.

Aber nun wieder zu meiner Tochter. Sie sitzt in ihrem Büro im obersten Stock und hat eine tolle Aussicht auf ganz Linden. Sie ist stolz auf diesen Stadtteil, der so viel bewegt und eine Vorreiterrolle eingenommen hat. Zufrieden lehnt sie sich zurück und freut sich darauf, was der neue Tag wohl so bringen mag.

So sehe ich mein Linden 2050. So wünsche ich es mir für meine Tochter, die ich zu einem offenen und toleranten Menschen erziehen möchte. Denn wenn aus bunt bunter wird, dann leben wir in einer Gesellschaft, die nicht mehr nach dem woher, sondern nach dem wohin fragt, die nicht mehr Steine in den Weg legt, sondern Grenzen abbaut, die nicht mehr Hierarchien errichtet und immer wieder dem Schubladendenken erliegt, sondern Menschen mit all ihren Facetten als Menschen wahrnimmt.

Text von Carmen Gorak

Gedanken eines alten Mannes

Ich bin ein alter Mann, wie es so viele gibt hier in Linden. Und wie das so ist bei betagten Menschen: Ich habe nur noch wenige Pläne und allzu weit in die Zukunft reichen diese auch nicht mehr. Dafür ist mein Kopf voll von Erinnerungen an längst vergangene Zeiten – Zeiten in Linden, wo ich den größten Teil meines Lebens verbracht habe. Nun schreiben wir schon das Jahr 2050 und ich stehe in der neuen Siedlung „Ihmeufer“ vor einer Gedenktafel, auf der zu lesen steht, dass sich hier einmal das „Ihme-Zentrum“ befand.

Jaja – das Ihme-Zentrum... Ein 1975 zwischen Küchengarten und Schwarzer Bär entstandener Beton-Gigant im unromantischen Stil der damaligen Zeit, mit Miet- und Eigentumswohnungen, großen und kleinen Läden, Büros, Arztpraxen und Gaststätten. Gewissermaßen ein ganzer Stadtteil in einem Stück, fehlten eigentlich nur noch Bürgerbüro, Gotteshäuser, Postfiliale und eine Polizeidienststelle. Die urbanen Erwartungen waren groß, fast so groß wie der Wohn-Koloss selbst. Dass sich die Erwartungen nicht erfüllen sollten und nach wenigen Jahren in dem verwinkelten, ewig zugigen und überwiegend nackten Beton zeigenden Ungetüm schließlich ein Geschäft nach dem anderen dicht machte, ließ sich offenbar nicht verhindern. Und dass sich das Ihme-Zentrum wegen abgebrochener und daher unvollendeter Modernisierungsmaßnahmen nach und nach in eine bröckelnde, angefressene Bauruine verwandelte, daran erinnern sich die älteren Mitbürger noch gut.

Dieser bedauernswerte Zustand zog sich über viele Jahre hin, während derer mehrere Investoren versuchten, mit überschaubarem Aufwand aus dem Ihme-Zentrum etwas

Gewinnbringendes zu zaubern. Investoren sind ja schließlich keine selbstlosen Wohltäter und wollen nach einer gewissen Zeit mehr Geld sehen, als sie investiert haben. Daraus wurde allerdings nichts. So gammelte der geplatzte Zukunftsraum bis etwa zum Jahr 2020 vor sich hin, ohne dass wesentlich mehr geschah, als dass die „Lebenserhaltungssysteme“ für die restlichen Bewohner und die noch in vereinzeltten Büros arbeitenden Menschen aufrecht erhalten wurden.

Der letzte Investor hatte dann wohl befürchtet, dass der Zeitpunkt, an dem sein für einen Bruchteil des geschätzten Immobilienwertes erworbenes und irgendwann und irgendwie restauriertes Ihme-Zentrum einen nennenswerten Gewinn abwerfen würde, vermutlich weit hinter dem Tag seines eigenen Ablebens läge. Was also tun? Abriss? Sanierung? Weiter so? Oder wie wäre es, wenn man die seit vielen Jahren leerstehenden Läden und Geschäftsräume jungen Existenzgründern und Künstlern mietfrei zur Verfügung stellen würde und die Interessenten nur für Strom, Gas und Wasser aufkommen müssten? Schließlich hatte der gute Mann ja auch nicht gerade zu viel bezahlt... Vielleicht wäre der kleine Haken an der Sache, dass dies lediglich für die Zeitspanne gälte, bis am Ihme-Zentrum ernsthafte Veränderungen vorgenommen würden. So etwas Ähnliches gab es ja schon z.B. in London, wo im Stadtteil Camden in einer „Szene“-Gegend auf einem großen ehemaligen Industriegrundstück eine bunte Mischung überwiegend junger Menschen erfolgreich für Kunst und Kommerz sorgten. Es wäre immerhin eine Möglichkeit, dieser halbtoten Bauruine wieder etwas Leben einzuhauchen. Einen Versuch wäre es wert...

Im Jahr 2022 nahm die Idee Gestalt an, dass im Ihme-Zentrum zusammen mit mehreren Existenzgründern eine



zweite „Faust“ eingerichtet werden könnte. Ein soziales Experiment mit einiger Aussicht auf einen erfolgreichen Verlauf. So entstand in den Jahren 2022 bis 2024 eine Art „Super-Faust“ und das Ihme-Zentrum entwickelte sich zügig zur absoluten Attraktion im „Szene“-Viertel, welches nun aus Linden-Nord und Linden-Mitte bestand. Wie das so ist: Nach den ersten euphorischen Jahren ließ die Begeisterung bei einem Teil der Bevölkerung allmählich nach. Immer wieder ins Spiel gebrachte Mietforderungen, leider auch Probleme im Zusammenhang mit der Entstehung eines neuen „sozialen Brennpunktes“, Lärmprobleme, mangelhaft organisierte Selbstverwaltung und, und, und... das waren die immer wiederkehrenden Reizthemen im Rathaus.

Ab 2035 gab es erste Pläne, das Ihme-Zentrum nun doch abzureißen, die zunehmend konkreter wurden. Natürlich regte sich erbitterter Widerstand gegen einen Abriss, zumal zahlreiche Existenzen dadurch stark gefährdet waren. Etliche Demos pro und kontra begleiteten das Geschehen. Im Jahr 2040 war es dann so weit: Das Ihme-Zentrum wurde mit außergewöhnlich starker Polizeipräsenz kompromisslos geräumt und Männer mit Pressluftschlämmern begannen sofort im Anschluss daran, zunächst die Räumlichkeiten unbenutzbar zu machen, bevor die Planierfrauen anrückten und dem Koloss den Rest gaben.

Die Betonbrocken wurden an Ort und Stelle zerkleinert und den so entstandenen Hügel bebaute man anschließend mit kleinen Häusern, welche sich in Hinsicht auf die Architektur nahtlos an das bereits seit einigen Jahrzehnten bestehende, direkt nebenan liegende Gilde-Carré anpassten. So entstand praktisch eine neue Siedlung, die den Namen „Ihmeufer“ bekam und mittlerweile schon wieder fünf Jahre existiert. Auch hier sind – außer den Wohnungen – Büros,

Arztpraxen, soziale Einrichtungen und Geschäfte wie im ehemaligen Ihme-Zentrum zu finden, allerdings in weitaus bescheidenerem Rahmen. Schließlich ist die neue Siedlung außer auf der Ihmeseite mit Geschäften und Gastronomie aller Art bestens ausgestattet. Für viele ehemalige Bewohner des Ihme-Zentrums und viele Neu-Lindener aus allen Himmelsrichtungen, die zu der Erkenntnis gelangt sind, dass es keinen schöneren Platz zum Leben gibt als eben diesen hier, ist eine neue Heimat entstanden. Es gibt sogar Bäume und Büsche, nicht nur ein paar traurige Gewächse in Betonkübeln, wie das früher der Fall war.

Einer der größten Fehlschläge in der hannoverschen Stadtplanung ist Geschichte. Eine quälend lange Geschichte, in deren Verlauf viele Millionen D-Mark und Euro versenkt worden sind. Glücklicherweise hat sich diese Geschichte mit dem kürzlich eingeführten „Globo“ nicht weiter fortgesetzt und zum Schluss ist doch noch etwas Positives entstanden. Man kann darüber diskutieren, was gewesen wäre, wenn... oder was hätte sein können... wie auch immer – schließlich ist alles so gekommen, wie es gekommen ist. Es gab schöne Zeiten und weniger schöne und im Jahr 2100 weiß sowieso kein Mensch mehr, was hier vor 50 oder gar 100 Jahren los gewesen ist. Ich schaue noch einmal auf die Gedenktafel. *Hier befand sich das Ihme-Zentrum, Baubeginn 1975, das kühnste Bauprojekt Hannovers, Abriss 2040 als ... (leider nicht mehr lesbar, da diese Stelle beschädigt wurde). Ich hätte vielleicht geschrieben: „Begonnen als hoffnungsvoller Zukunftstraum, der sich erst nach 65 Jahren erfüllen sollte.“*

Text von Hans-Peter Dabrowski

Das Fest der Wasserleichen

Kia saß an ihrem Schreibtisch und versuchte sich zu konzentrieren. Sie musste sich unbedingt noch Gedanken zum Schulprojekt machen, das sie zusammen mit Taiko und Lukas durchführte. In einer Stunde waren sie im Café verabredet. Sie hatten sich dazu entschlossen, einen Vortrag über die gesellschaftlichen Umbrüche seit Anfang dieses Jahrtausends auszuarbeiten. Doch wo sollte sie anfangen? Sie hatten schon ausgiebig in den Archiven des Netzwerk Archive Linden-Limmer e.V. recherchiert, die frei nutzbar waren.

Sie dachte nach, an die Änderungen im Schulbereich, die gesellschaftlichen Umbrüche, die Zombiemärsche und Veränderungen im Umgang mit Technologie. All das hatte ihr Leben heute im Jahr 2050 in Linden geprägt. Sie konnte sich nicht so recht entscheiden. Persönlich interessierten sie am meisten die Zombiemärsche und deren Folgen für die Selbstsicht der Menschen.

Und sie konnte sich nicht konzentrieren. Heute Abend war das Fest der Wasserleichen und sie war mit Aische verabredet! Aische... sie sah sie vor sich. Als was würde sie sich wohl verkleiden? Sie selbst musste sich unbedingt rechtzeitig vom Treffen mit Lukas und Taiko absetzen, um sich noch zuzurichten. Sie versuchte sich zu konzentrieren, aber immer wieder wanderten ihre Gedanken zu Aische.

Seufzend machte sie sich auf den Weg zum Café.

Taito und Lukas waren schon da, sie saßen draußen vor dem Café und plauderten. Kia begrüßte sie. Taito, der als Yasmin geboren worden war, trug wie immer ein Muscle Shirt und

knallenge Jeans, seine Brüste brachten das Shirt fast zum Platzen. Er sah zu ihr auf. "Wollen wir anfangen?"

Die Sonne schien angenehm warm. Sie setzte sich zu ihnen an den Caféhaustisch.

Sie sah die beiden an. "Ich bin fast in Informationen ertrunken. Wo würdet ihr den Schwerpunkt setzen?"

Lukas kramte einige alte Unterlagen hervor.

"Ich finde, wir müssen die gesellschaftliche Ideologieebene betrachten und die Veränderungen in den Besitzstrukturen. Ich meine, 2015, wir hatten uns ja auf 2015 als Vergleichsdatum geeinigt, war die neoliberale Ideologie noch in ihrer Hochphase. In den Abendnachrichten wurde der Börsenbericht wie eine Kulthandlung zelebriert. Er war ähnlich wie der Wetterbericht aufgemacht, so als ob Börsenwerte Naturereignisse wären und wurde von einem Eingeweihten interpretiert. Für mich bildet das gut die Dominanz der neoliberalen Ideologie zu der Zeit ab. Heute würden sich die Menschen totlachen, wenn du das so im Fernsehen zeigen würdest. Und die Übernahme von Mietshäusern und Betrieben in die Selbstverwaltung von MieterInnen und Beschäftigten oder die Organisation in Nachbarschaftsräten waren höchstens für Randgruppen ein Thema. Die meisten konnten sich das kaum vorstellen. Heute ist das beinahe selbstverständlich. Ich denke, wir müssten die Abläufe zeigen, die dahin geführt haben."

Taiko war anzusehen, dass er mit Lukas' Vorschlag unzufrieden war.

"Ich würde das ganze vom Umgang mit Technologie aus angehen und vom Wandel, der stattgefunden hat. 2015 haben die Menschen noch daran geglaubt, dass Daten

wahnsinnig viel über sie aussagten. Manche haben sogar gedacht, dass Menschen berechenbar werden würden. Letztendlich haben sie sich damit nur selbst klein gehalten. Teilweise haben die Foren im Internet auch als eine Art partizipatorisches Panoptikum gewirkt, bei dem jeder jeden überwacht. Irgendwann wurde aber klar, dass auf die Daten kein Verlass war. Immer mehr Daten haben sich als Manipulationen herausgestellt. Und damit brach auch der Glaube an die Berechenbarkeit des Menschen und der Welt als Ganzem zusammen. Der Zusammenbruch hat außerdem wesentlich dazu beigetragen, dass der Neoliberalismus seiner Legitimation beraubt wurde. Schließlich erwiesen sich auf einmal die gesamte Effizienzidiotie und die meisten Bewertungsverfahren, die technokratischen Versprechen von Steuerbarkeit, als Luftnummern. Ich würde das ganze von da aus aufziehen. Der Umbruch weg vom Neoliberalismus hing eng damit zusammen, dass der Messbarkeitswahn zusammengebrochen ist. Ich halte den Datenfetischismus für einen zentralen Bestandteil der herrschenden Ideologie des Neoliberalismus im Jahr 2015."

Kia schüttelte den Kopf.

"Ich halte die Umbrüche im Blick auf den eigenen Körper für viel wichtiger. Ich glaube, die Änderung der Selbstwahrnehmung hat auch die Menschen und die Gesellschaft verändert. Die meisten machen sich heute kein Bild mehr davon, wie reaktionär die Gesellschaft 2015 noch war, auch hier in Linden. Kranke wurden zum Beispiel fast überall in der Gesellschaft ausgegrenzt und störende Alte weggesperrt. Anfang des Jahrtausends in den USA wurden bei der Hurrikan-Katastrophe Katrina hauptsächlich Kranke und Gebrechliche zu Opfern, weil sie dort auf der untersten sozialen Stufe standen. Oberstes Gebot war, die eigene Funktionalität für das Arbeitsleben zu erhalten. Und daraus

ging ein beinahe grotesker Gesundheitswahn hervor."

Sie nahm einen Schluck aus ihrem Glas und fuhr fort:

"Ein Beispiel ist die AntiraucherInnen-Propaganda zu Beginn des Jahrtausends. Da liest sich vieles wie die Erweckungsbroschüren religiöser Sekten. Das ging bis hin zu falschen Aussagen, selbst von wissenschaftlicher Seite. Zum Beispiel wurde behauptet, RaucherInnen würden Zusatzkosten verursachen. Wenn man aber für 2015 die statistischen Ersparnisse der Rentenversicherung gegen die statistischen Ausgaben der Krankenkassen aufrechnet, sind RaucherInnen finanziell ein Gewinn für die Gesellschaft gewesen. Und dass die Propaganda gegen das Rauchen nur zum Ausweichen auf andere Formen des Stressabbaus führen würde, solange der Stress erhalten blieb, war auch klar. Also haben die Leute halt gefressen statt geraucht und nachdem das problematisiert wurde, breiteten sich erst Bulimie und dann Depressionen massiv aus, eben weil der Stress nach wie vor anhielt. Um Gesundheit ging es nie wirklich, es ging um die Durchsetzung eines Selbstbildes, in dem die Menschen sich selbst in erster Linie unter dem Gesichtspunkt der Funktionalität sehen. Die Antirauch-Propaganda war nur ein Mittel zum Zweck. Damit meine ich nicht die Forderung, auf andere Rücksicht zu nehmen, das ist auch heute selbstverständlich, sondern den Versuch, anderen Menschen vorzuschreiben, wie sie zu leben haben. Es herrschte der Zwang zur Gesundheit, eine Fitnessideologie, die vor allem eine Konsequenz der allumfassenden neoliberalen Verwertungslogik war. Menschen wurden ausschließlich an ihrer Funktion für die kapitalistischen Produktionsverhältnisse gemessen."

Kia machte eine Pause und schöpfte Atem. Bevor Taiko oder Lukas etwas sagen konnten, fuhr sie aber fort:

"Es ging immer nur um die Optimierung der Ausbeutung und das Ganze wurde mit einer moralischen Begründung getarnt. Und es gab so gut wie keine Opposition; die Stimme der rationalen Kritik war fast verstummt. Dabei hatten Intellektuelle wie Ivan Illich und Michel Foucault die Prinzipien dieser Art von Gesundheitsdisziplinarkultur bereits in den 1960er Jahren ausführlich dargestellt und kritisiert. Und eigentlich wussten die Menschen wie verlogen das alles war, wussten um die Funktion der Ärzteschaft als dritter Disziplinar- und Kontrollinstanz neben Justiz und Polizei. Aber 2015 schien das meiste davon wieder vergessen zu sein. Die Ideologie-ProduzentInnen des Neoliberalismus hatten es auch geschafft weite Teile der WHO, der Weltgesundheitsorganisation, zu Anfang dieses Jahrtausends für ihre Zwecke zu instrumentalisieren. Weil das Geld fehlte, war die WHO 2015 auf Gedeih und Verderb Geldgebern aus den Konzernetagen ausgeliefert. Entsprechend wurde sie zu einem Sprachrohr neoliberaler Gesundheitspropaganda. Die Menschen hatten diese Ideologie fast vollständig verinnerlicht. Und ihr Selbstbild war entsprechend negativ. Anstatt Krankheit, Tod und Verfall als normalen Bestandteil des Lebens zu begreifen und zuzulassen, wurden diese als individuelles Versagen wahrgenommen. Ich denke, die Tatsache, dass es gelungen ist dies zu durchbrechen, war entscheidend dafür, dass wir heute in einer freieren und selbstbestimmteren Gesellschaft leben."

Lukas unterbrach sie, er rutschte bereits eine Weile unruhig auf seinem Stuhl hin und her:

"Das kann man aber nicht von den anderen Veränderungen trennen. Die Umstrukturierung von Gesellschaft und Wirtschaft hat die Menschen vom Zwang, sich ständig selbst zu vermarkten, befreit. Die genossenschaftliche Selbstverwaltung eines Großteils der Industrie- und Dienstleistungs-

betriebe hat wesentlich dazu beigetragen, diesen Zwang aufzuheben."

Jetzt griff auch Taiko in die Diskussion ein:

"Das stimmt. Und es war auch der irrsinnige Glaube daran, dass es klare und eindeutige Normen dahingehend gibt, was richtig ist, und an eine mit Messdaten erfassbare Möglichkeit der Selbstoptimierung. Dieser Glaube hat die Ideologie des Gesundheitswahns ermöglicht, womit wir wieder beim damaligen Glauben an Computer wären. Der naive Glaube an die Aussagekraft von Messdaten war damals unglaublich weit verbreitet und eng verknüpft mit der schon genannten Selbstüberwachung gerade im medizinischen Bereich. Er hat das Vertrauen der Menschen in die Selbstwahrnehmung immer weiter untergraben und zum Teil haben sie richtiggehend verlernt, sich selbst wahrzunehmen. Ohne den Aufbau eines kritischen und bewussten Umgangs mit Technologie in den 2030er Jahren hätte sich diese Ideologie einfach immer weiter getragen. Und es ging ja nicht nur um Gesundheit, sondern auch um Schönheit, Körpernormen, Geschlechtnormen, Aussehen, Kleidung und vieles mehr. Wenn ihr euch die Bilder von damals anschaut, grinsen zum Beispiel alle. Es gab quasi den Zwang zum Plastiklächeln. Versuch mal, Bilder aus 2015 zu finden, auf denen die Leute nicht krampfhaft in die Kamera grinsen, das ist echt schwierig. Aus heutiger Sicht wirkt das auf mich völlig pervers. Beim Ansehen bekomme ich Schüttelfrost."

Kia nickte.

"Ja, sicher, ihr habt beide Recht, aber ich glaube, dass die Zombiemärsche und die gesamte Bewegung der Zombieaufstände der 2030er für diesen Punkt wichtiger waren. Sie haben das Bewusstsein verändert. Ich habe eine Aufzeichnung aus dem Jahr 2015 gefunden. Ein TV-

Satiremagazin, das sich selbst als links verstanden hat, machte sich in einem Beitrag über Mitglieder eines FKK-Clubs lustig. Bloß weil die nicht den Körpernormen entsprachen, älter waren, und es trotzdem wagten, nackt herumzulaufen. Das würde heute niemand mehr für witzig halten. Es ist inzwischen selbstverständlich, dass Körper altern."

Auf einmal fiel allen noch mehr ein.

"Die Zombiemärsche waren sicher wichtig. Als immer mehr Leute sich wie Leichen geschminkt haben und auch im Alltag so herumgelaufen sind, hat das den ganzen Körper- und Schönheitskult untergraben. Und als dann noch das Spiel mit geschlechtlichen Uneindeutigkeiten zum Alltag gehörte, wurden auch diese Normen geschliffen, das stimmt."

"Sicher, auf der Bewusstseinssebene wurde damit das Recht durchgesetzt, nicht zu funktionieren, darum ging es ja auch. Krankheit und Alter waren auf einmal überall präsent und wurden wieder ein selbstverständlicher Teil des Lebens. Deshalb haben ja auch einige vom Recht auf Krankheit gesprochen, aber eigentlich ging es darum, sich nicht funktional zurechtstutzen zu müssen. Männlichkeit und Weiblichkeit wurden auch zu Spielarten und die Biologie wurde schließlich weitgehend unwichtig."

"Statt Menschen wegzusperren, wenn sie krank oder alt werden, gibt es heute im Stadtteil öffentliche Strukturen der Teilhabe und einen entspannten Umgang mit dem Tod. Aber ohne die Umbrüche in anderen Teilen der Gesellschaft, ohne die grundlegende Veränderung der Produktionsverhältnisse und der gesellschaftlichen Organisation, wäre das nicht durchsetzbar gewesen."

"Aber das Bewusstsein haben die Zombiemärsche und die nachfolgende Mode, sich wo und wann auch immer entsprechend zu schminken und zu kleiden, geändert."

"Na ja, zeitweise war das aber etwas übertrieben, da musstest du ja fast als Zombie herumlaufen, um nicht schräg angesehen zu werden. Manchmal fällt mir die Zombieromantik heute noch auf den Wecker, aber anderen geht das mit meinem Outfit vermutlich ähnlich."

"Inzwischen ist das doch aber ganz entspannt, jede kann sein, wie sie will."

"Da hast du Recht. Die blödsinnigen Schönheitsideale gibt es heute auch nicht mehr als Norm. Und selbst Sex im Alter ist als Thema völlig normal."

Taiko nickte.

"Es ist schon albern, dass die LindenerInnen ihren Stadtteil 2015 als tolerant und offen empfunden haben. Dabei war die Selbstgleichschaltung unglaublich. Wenn du Fotos aus dem Jahr 2015 anschaust, hat kaum ein Mann Haare, die bis über die Ohren reichen und Miniröcke oder Stöckelschuhe trägt kein einziger. Wenn du historische Berichte liest, bemerkst du, dass den Menschen diese Form totalitärer Repression nicht einmal besonders aufgefallen ist, sie haben sie einfach als normal akzeptiert und weitergetragen. Und Frauen haben sich fast alle die Körperhaare abrasiert. Diejenigen, die das nicht gemacht haben, mussten vor allem in der Schule damit rechnen stigmatisiert zu werden. Von einer Toleranzkultur war dieser Stadtteil damals weit entfernt. Selbst in den Badeanstalten wurde auf völlig prüde Normen wie Badehosen bei Männern und Körperenthaarung bei Frauen Wert gelegt."

Lukas, der wie immer im Sommer einen Minirock trug, konnte sich ein Kopfschütteln nicht verkneifen. Das Ganze war einfach zu grotesk, wie hatten die Menschen damals derartig intolerant und vernagelt agieren können? Taito zuckte nur mit den Schultern.

"Na ja, an den Schulen gab es ja damals auch die Null-Toleranz-Propaganda und eine Disziplinarkultur, die jeden kleinen Normverstoß als Vorstufe eines Kapitalverbrechens stilisierte. Frei nach dem Motto: *Wer heute Regeln in Frage stellt, bringt morgen seine Mitmenschen um*. Dabei ist es genau umgekehrt Viel eher werden doch aus denjenigen, die immer brav allen autoritären Vorgaben von oben folgen und ihren Frust nur an Schwächeren auslassen, die MassenmörderInnen von morgen. Eigentlich wussten das die Leute damals aber auch, durch die Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus.. Eigentlich wussten das die Leute damals aber auch, durch die Erfahrungen aus der Zeit des Nationalsozialismus."

Wieder sprachen alle durcheinander.

"Ja, stimmt, erst die Schulaufstände in den 2030er Jahren haben das geändert. Schulen in SchülerInnenselbstverwaltung gibt es ja auch erst seit der Zeit."

"Absurd ist auch, dass es damals ein Zentralabi gab, maoistische Gleichschaltung im Neoliberalismus. Die Projektschulen mit ihrem Ansatz, SchülerInnen einen Großteil der Zeit in selbstbestimmten Projekten lernen zu lassen, sind erst knapp 20 Jahre alt. Das kann man heute alles kaum noch begreifen."

"Dabei gab es in den 1970er Jahren durchaus erste Schritte

in die richtige Richtung. Aber 2015, nach gut 30 Jahren rückschrittlicher Politik und der Wiederherstellung von autoritären Strukturen, schien den Menschen jede Form von Vorstellung einer anderen, freiheitlichen und selbstbestimmten Welt abhanden gekommen zu sein. Nicht zuletzt deswegen, weil in einer Art Sprachverwirrung à la Orwell Rückschritt als Fortschritt bezeichnet wurde und Reform grundsätzlich reaktionäre Restauration bedeutete."

"Teilweise ging es noch weiter. Einige LehrerInnen haben versucht, Kapo-Systeme an Schulen zu installieren, wie sie in Gefängnissen und im KZ eingesetzt wurden. Gewählte SchülervertreterInnen sollten ihre MitschülerInnen überwachen und bespitzeln und als Hilfspolizei fungieren. Als Belohnung dafür wurden ihnen versprochen, sie bevorzugt zu behandeln. Und es gab sogar Forderungen zum Uniformzwang an Schulen. Und diese Leute haben sich DemokratInnen genannt, das ist wirklich kaum zu glauben."

"Das hat sich an der Universität fortgesetzt. Durch die sogenannten Bologna-Reformen wurden ja auch die Universitäten wieder stärker verschult und autoritär durchstrukturiert. Gleichzeitig hat man versucht, moderne Computertechnik zur Überwachung der Studierenden einzusetzen."

"Da siehst du aber auch, dass alles zusammenhängt. Für die Überwachung wurden Hochschulmanagement-Systeme, z.B. von SAP, eingesetzt. Studierende wurden mit ihnen als Humanressource verwaltet, der quantitative Maßzahlen zugeordnet wurden. Als ließe sich der Wert eines Menschen in Maßzahlen ausdrücken. Aber die Ursache war letztendlich der damalige Datenfetischismus. Den haben wir ja vorhin schon in Bezug auf die frühere Körper- und

Gesundheitspolitik diskutiert. Der naive Glaube an Messbarkeit und Berechenbarkeit war tief in der Gesellschaft verankert und man kann ihn nicht vom fetischisierten Umgang mit Computern und Datenerhebungen trennen. Und das alles war im Gleichklang mit der damals vorherrschenden neoliberalen Ideologie. Deshalb konnte der Umbruch in den 2030ern auch nur deshalb erfolgreich sein, weil alles parallel umgewälzt wurde."

"Stimmt, heute käme niemand mehr auf die Idee, mit so etwas Schwachsinnigem wie einem Multiple-Choice-Test irgendetwas über die Fähigkeiten eines Menschen aussagen zu wollen. 2015 muss der völlige Irrsinn geherrscht haben, da wurden an Universitäten sogar Theorien, die den Sinn von Multiple-Choice-Tests widerlegen und deren Sinnlosigkeit und Schädlichkeit darstellen, in Multiple-Choice-Tests abgeprüft."

"Und die heutige Form von schulischen Projektarbeiten wäre ohne die gesellschaftlichen Umbrüche in den Produktionsprozessen und dem Ausbau der freien Selbstbestimmung auf vielen Ebenen auch nicht denkbar."

Kia dachte kurz nach. Sie war vom Kindergarten an so weit wie möglich in Entscheidungsprozesse einbezogen worden. Freies Spiel statt Dressur stand bereits dort im Vordergrund. An der Schule hatte sie dann immer mehr selbst bestimmen können. Und die Oberstufe organisierte sich heute komplett selbstständig in Form der SchülerInnenselbstverwaltung. Ein Großteil des Unterrichtes fand als frei gewählte Projektarbeit statt, die in enger Kooperation mit PartnerInnen aus dem Stadtteil organisiert wurde. Ihr jetziges Projekt führten sie zusammen mit dem Netzwerk Archive Linden-Limmer e.V. durch. Andere Projekte wurden mit lokalen

Genossenschaften und selbstverwalteten Betrieben verwirklicht, mit Einrichtungen der Universität oder Bürgerinitiativen. Insbesondere durch die Zusammenarbeit mit Bürgerinitiativen und den Strukturen der Selbstverwaltung im Stadtteil flossen auch Aspekte der Befreiungspädagogik ganz selbstverständlich in den Schulalltag ein. Noten gab es nicht mehr, nur allgemein beschreibende Abschlusszeugnisse. 2015 musste die Schule eine Art Horrorkabinett gewesen sein. Außerdem suchten sich SchülerInnen heute bis auf wenige Ausnahmen ihre Gruppen selbst aus und mussten nicht mehr zwangsweise in Schulklassen verharren, in denen sie schikaniert und ausgegrenzt wurden. Sie war froh, dass sie heute lebte und nicht vor 35 Jahren. Wichtiger war aber vielleicht noch, dass sich in der gesamten Gesellschaft ein Klima der Toleranz durchgesetzt hatte. Andersartigkeit wurde als selbstverständlich akzeptiert. Dies galt insbesondere unter Jugendlichen. Wer andere dumm oder gar aggressiv anging, nur weil diese sich anders kleideten, ihr Geschlecht und ihre Sexualität frei wählten und lebten, eine spezifische Religion hatten oder bestimmten Körper- oder Leistungsnormen nicht entsprachen, war ganz schnell unten durch. Toleranz war heute das oberste Gebot der Jugendkultur. Dieser kulturelle Umbruch war vor allem den 2030er Jahren und den Zombiemärschen zu verdanken. Nach mehr als 40 Jahren neoliberalen Survival der angepassten Ärsche hatten die Leute einfach die Schnauze voll gehabt.

Taiko blies die Luft aus dem Mund. "Puuh."

Lukas seufzte:

"Vielleicht kommen wir doch nicht drum herum, alles gleichzeitig zu thematisieren, alles greift ineinander und die gesellschaftlichen Veränderungen der letzten 30 Jahre

bedingen sich alle gegenseitig. Irgendwie müssen wir das alles zusammendenken."

Kia nickte, hörte sich nach ganz schön viel Arbeit an, aber das war wohl nicht zu vermeiden. Sie verabredeten sich für nächsten Montag im Arbeitsraum der Schule. Und dann verabschiedete sich Kia. Sie musste sich unbedingt für den Abend fertig machen.

Sie lief nach Hause und holte ihr Kostüm für den Abend raus. Die Kleidung hatte sie extra mehrere Tage lang in einer Wanne in dreckigem Wasser liegen lassen. Über das Internet hatte sie sich ein Wasserleichenschminkset bestellt. Sorgfältig schminkte sie ihr Gesicht und danach ihren Körper. Mehrfach besah sie sich im Spiegel und besserte nach. Mit den triefenden Klamotten sah sie schließlich perfekt aus. Draußen wurde es bereits dunkel. Sie machte sich auf den Weg zur Ihme. Wie Aische wohl aussah? Unterwegs musste sie einer Gruppe betrunkenen Edeltzombies ausweichen.

Das Wasserleichenfest war einer der Höhepunkte des Jahres. Atemlos erreichte sie das Ufer. Die supersüße Zombiefrau erkannte sie sofort. Aische lächelte sie mit ihrem verfaulten Gebiss an. Es sah super echt aus. Kia spürte ihr Herz schneller schlagen. Sie wusste natürlich, dass romantische Liebe ein bourgeoises Konstrukt war. Aber ein bisschen bourgeoises Verhalten war, fand sie, akzeptabel.

Text von AK-BioPolitik / lifeKritik e.V.

Das Spiel

Kapitel 1: Der Anstoß

„I wonder how, I wonder why, yesterday you told me about the blue blue sky, and all that I can see is just a yellow lemontr....“

Aus dem Radio ertönt die Stimme eines jungen Moderators: *„Wir unterbrechen diesen Klassiker für eine kurze Durchsage. Im Zuge des großen Finals wird empfohlen, den Bereich um das Stadion herum weiträumig zu umfahren oder die öffentlichen Verkehrsmittel zu nutzen. Die Ritter-Brühning-Straße ist für die gesamte Spieldauer komplett gesperrt.“*

Die Stimme einer jungen Frau ist zu hören: *„Vielen Dank Frank! Ach ja, der gute alte ‚Lemontree‘, dieser Song ist einfach ein Klassiker!“*

„Jaja, der Song ist sooo alt... trugen die Leute damals nicht noch Revolver an der Hüfte?“

„Sei nicht albern, Frank. So lange ist das jetzt auch nicht her! Aber kommen wir von einem Klassiker zum nächsten, hier auf Radio B!“

Der Fahrer des Krankenwagens wechselt den Radiosender. Er erträgt die schrecklichen und übermotivierten Moderatoren nicht mehr. Mit einem weiteren Griff stellt er das Radio leiser und aktiviert anschließend die Sprachsteuerung des Computers. *„Berechne neue Route zum Krankenhaus, Bereich um das Stadion ist blockiert. Alternativroute über Schwarzer Bär“*. Über seine Kopfhörer vernimmt er: *„Route wird neu berechnet“*. Das Licht der Ampel färbt sein Gesicht rot. Er nimmt die erste Ausfahrt aus dem Kreisel und muss warten, weil einige Leute die Straße in Richtung des Ahr-

bergviertels überqueren. Rot-gelbe Flaggen wehen im Takt ihrer Schritte. Nun schaut er in den Rückspiegel und erblickt die junge Frau, die hinten auf der Trage liegt. Sie sieht ruhig aus, hat die Augen geschlossen und passt so gar nicht in das moderne Stahl-Ambiente des Krankenwagens. Anschließend richtet er seine Augen wieder auf die Straße und macht das Radio lauter. *Hoffentlich nicht wieder so ein fürchterliches Moderatorenteam wie auf Radio B*, denkt er.

„Heute ist der 8. Oktober 2050, wir haben strahlend blauen Himmel und perfektes Wetter für das heutige Champions League-Finale!!! Hier auf Radio Alpha bekommen Sie alle wichtigen Informationen zum Spiel! Wir schalten nun direkt ins Stadion zu Peter Dits!“

Eine neue Stimme ist zu hören, begleitet von einer grölenden Menschenmenge, die im Hintergrund zu vernehmen ist.

„Danke, Jan! Wir fiebern hier alle dem Anstoß zwischen Hannover96 und dem FC Barcelona entgegen! Die Polizei hat die Situation im Stadion seit wenigen Minuten wieder unter Kontrolle und der Schiedsrichter hat sich entschlossen, nun zu beginnen! Die Mannschaften sind in Position, die Fans sind heiß und wir freuen uns auf das große Champions League-Finale. UND HIER KOMMT DER ANPFIFF!!!“

„AAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAH!“

Die junge Frau versucht sich aufzurichten, versucht zu verstehen, wo sie sich hier befindet, doch der junge Rettungsassistent, ebenfalls im hinteren Teil des Krankenwagens, drückt sie auf die Liege zurück. *„Bleiben Sie ruhig“*, sagt er mit sanfter Stimme, während er per Knopfdruck ihre Medikamentendosis massiv erhöht. Innerhalb weniger Sekunden merkt sie, wie sie ruhiger wird, wobei ihr Blick das Fenster

des Krankenwagens fixiert. Sie sieht den blauen Himmel und den Umriss eines vorbeifliegenden Vogels.

Ihr Gesicht erstarrt, doch ihre Augen sind weiterhin auf einen Punkt außerhalb des kleinen Glasfensters gerichtet. Zwischen den vorbeirauschenden Schatten erkennt Sie die Masten einiger Boote*. Sie versucht, das Gefühl des Fahrens den Booten zuzuordnen und überlegt, auf welchem Fluss sie gerade treibt, der Ihme, der Leine oder einem der kleinen Kanäle, die um diese Jahreszeit mit kleinen Hausbooten zu übertrieben hohen Mietpreisen bevölkert sind.

(*Aufgrund der hohen Bevölkerungsdichte im Jahr 2050 und eines Gesetzes aus dem Jahr 2039, welches den bedingungslosen Schutz der bis dahin un bebauten Landmasse vorsieht, leben 2050 viele Menschen auf Flussbooten.)

Sie kann sich nicht genau daran erinnern, ob sie jemals selbst auf einem dieser Boote gewesen ist, aber sie hat viele Bilder der modernen Inneneinrichtungen gesehen. Doch auch von außen sind diese Boote sehr imposant. Manche von ihnen sind relativ schlichte, kleine Boote aus Holz und Stahl mit zwei Etagen, andere sind ausgefallener, mit Anbauten aus alten Autos und allem, was man nur finden konnte. Das einzige, was verrät, dass es sich überhaupt um Boote handelt, sind die vereinzelt Masten.

Kapitel 2: Die Halbzeit

Eine braunhaarige Frau bewegt sich in Richtung der Ausgangstür des Friederikenstifts. Sie hat ihre Schultertasche über die Schulter geworfen und schlendert erschöpft aber glücklich dem Feierabend entgegen, als sie von James, dem Pförtner, in ihren Gedanken unterbrochen wird.

„Gute Nacht, Sandra, und schönen Feierabend!“
„Gute Nacht, James, schlaf gut. Sehen wir uns morgen?“
„Nein, nein, ich hab’ mir extra morgen frei genommen. So kann ich, falls Hannover gewinnt, heute Nacht noch auf die Piste gehen, ohne mir Gedanken darum zu machen, dass ich am nächsten Tag wieder raus muss.“
„Ihr und euer Fußball. Ich werd’ wohl nie verstehen, wie man sich so für diesen Sport begeistern kann.“

Im selben Moment wird James urplötzlich ganz starr, er reißt die Augen weit auf und wirkt, als sähe er ein Gespenst, das hinter Sandra steht. Er legt die Hand an sein rechtes Ohr und schreit wie verrückt: „TOOOOR!“

Dann springt er von seinem Stuhl auf und umarmt Sandra vor lauter Freude, wird aber durch zwei Rettungssanitäter unterbrochen, die mit einer Verletzten auf einer Tragbahre hereinkommen. „Wir brauchen hier dringend Hilfe!“

Sandra löst sich aus der Umarmung und läuft zu der jungen Frau. Sie zieht einen Analysehelfer* aus ihrem Rucksack, mit dessen Hilfe sie einen Tropfen Blut aus der Fingerspitze der jungen Frau entnimmt. Sekunden später werden die Ergebnisse der Analyse auf dem Monitor der Tragbahre angezeigt.

„Charlynn Becker.

22.

Blutgruppe 0 negativ.

Schwanger.“

Links und rechts sind weitere Fenster zu sehen, die sich durch Berührung aktivieren lassen. Krankengeschichte der Familie, Impfungen, Allergien. Ein weiteres Fenster öffnet sich.

„Wichtiger Hinweis: HIV-positiv“

(*Ein Analysehelfer ist ein kleiner, kugelschreiberförmiger Apparat, mit dem Blut und Gewebe direkt gescannt und die Ergebnisse kabellos an einen geeigneten Computer übertragen werden können.)

Sandra schaut die junge Frau an. Sie bemerkt ein kleines Tattoo auf Charlynns Handrücken, das die Silhouette eines Gesichts zeigt. Eine schwarze Melone, ein kleiner Bart direkt unter der Nase und eine kleine Fliege. Irgendwie kommt Sandra die Silhouette bekannt vor, aber weiß sie nicht genau woher. Lange kann sie jedoch nicht darüber nachdenken, da die Hand, auf welche Sandra gedankenverloren starrt, sich plötzlich bewegt. Wie eine Art Krampf pflanzt sich die Bewegung von der Hand aus über den gesamten Körper fort. Nun fangen sämtliche Instrumente der Tragbahre, welche die Körperfunktionen von Charlynn überwachen, laut an zu piepen. Sandra blickt auf den Monitor, wo ein neues Fenster aufgepoppt ist. *„Panikattacke“*, liest Sandra halblaut vor. Nun hört Sandra ein weiteres Piepen. Es ist ihr Computer-Earclip*. *„Nicht jetzt“*, denkt Sandra und ignoriert das Piepen ihres Earclips, welches nach wenigen Sekunden verstummt. Nun ertönt eine Stimme: *„Sie haben eine neue Nachricht.“* *„Später“*, denkt sie. *„Schafft Sie zum OP“*, befiehlt Sandra den Rettungssanitätern, die ihrer Anweisung ohne Zögern folgen.

Vor dem OP wartet bereits ein Chirurg. Mit unterschwelliger Arroganz teilt er ihr mit: *„Keine Sorge, ich übernehme ab hier. Haben Sie schon die Familie der Patientin kontaktiert?“*

„Ich kümmere mich sofort darum“, erwidert Sandra.

Nun verschwindet die Tragbahre, auf der Charylenn liegt, zusammen mit dem Doktor im OP und Sandra setzt sich an ihren Computer, um die Familie der jungen Frau ausfindig zu machen.

„Vater unbekannt. Mutter verstorben. Keine anderen Verwandten im System gespeichert“, ist das Ergebnis der Computersuche.

Sandra überlegt. *„Sind eventuell andere Kontaktpersonen angegeben?“*

„Keine Kontaktpersonen im System gespeichert.“

„Öffne das Facebook-Profil von Charlynn Becker“, befiehlt Sandra dem Computer. *Vielleicht findet er ja hier jemanden*, hofft sie.

(*Ein kleiner Computer, der am Ohr angebracht wird und mit dem man unter anderem Musik hören und telefonieren sowie Befehle mittels Spracherkennung geben kann. Solche Apparate sind im Jahr 2050 alltäglich und ebenso weit verbreitet wie heutzutage Handys. Es gibt sie in verschiedenen Farben und Formen, sie funktionieren aber alle nach demselben Prinzip).

Nach kurzer Suche findet Sandra einen älteren Status. *„Charlynn ist in einer Beziehung mit Benedict the Unknown“*. Dessen Profil enthält keine Fotos und ist nur für seine Freunde zugänglich. *„Auch nichts Brauchbares“*, stöhnt Sandra. *„Computer, sende folgende Nachricht an alle Freunde von Charlynn Becker aus der Region Hannover, zu denen sie in den letzten zwölf Wochen Kontakt hatte:*

Die Patientin Charlynn Becker wurde heute eingewiesen. Ihr Zustand ist stabil. Wenn Sie in engerem Kontakt zu ihr stehen und weitere Informationen zu ihrem Zustand wünschen, melden Sie sich bitte unter folgender Nummer:

(0511)-1290 oder fragen Sie an der Rezeption nach ihr. Die Patienten-Nummer lautet X944k.

*Diakoniekrankenhaus
Friederikenstift
Humboldtstr. 5
30169 Hannover“*

*„Nachricht wird gesendet“, ertönt die Computerstimme. Sandra schaut auf ihre Uhr. Eigentlich hatte sie schon vor fast einer Stunde Feierabend. *Zeit, nach Hause zu gehen*, denkt sie erschöpft.*

Als Sandra das Krankenhaus verlässt, meldet sich der Earclip: „Sie haben eine neue Nachricht und zwei Notizen“. Sandra lässt die Nachricht abspielen. „Hey Sandra, Lukas hier. Ruf mich an, wenn du Zeit hast“.

Es folgt Stille.

„Sie haben zwei Notizen: Notiz 1: Treffen mit Ramona am Küchengarten. Notiz 2: Einkaufen.“

„Für welches Guthaben möchten Sie ihr Fahrzeug auffüllen lassen?“, fragt eine Computerstimme direkt neben Sandras Auto. Sie erschrickt leicht und bemerkt erst jetzt, dass sie bereits an einer der Tankstellen-Ladestationen steht.*

„Ihr Fahrzeug wurde aufgeladen. Bitte beehren Sie uns bald wieder.“

Sandra fährt los. Von der Tankstelle führt die schnellste Route zum ehemaligen Enercity-Gebäude über das neugebaute Glocksee-Brückennetz, welches den Schwarzen Bär, den Küchengarten und den ehemaligen Glocksee-Betriebshof miteinander verbindet. Während sie fährt, kommt das Ihme-Zentrum in Sicht. Sandra mag die Pflanzen, welche die ge-

samte Fassade überwuchern. Gerade jetzt im Herbst, wenn sie diesen schönen rot-gelb-bräunlichen Stich haben.

(*Die elektrischen Autos im Jahr 2050 können an speziellen Stationen aufgeladen werden, ohne dass der Fahrer das Auto verlassen muss. Der Strom wird vollautomatisch innerhalb weniger Sekunden in das Auto gespeist.)

Sandra fährt in das unterirdische Parkhaus, welches sich über die gesamte Größe des ehemaligen Enercity-Geländes erstreckt. Nachdem sie ihr Auto geparkt hat und wieder oben ankommt, schaut sie auf die drei warmen Brüder. Abgesehen von einem kleinen Teil des Bürotraktes sind sie das einzige, was noch vom früheren Enercity-Gebäude geblieben ist. Der Rest des Geländes wurde zu einem großen Gemeinschaftsgarten* umfunktioniert, nachdem Enercity den Standort aufgrund der autarken Energieversorgung Lindens geschlossen hatte.

„*Sandra! Da bist du ja endlich!*“ Als Sandra sich umdreht, sieht sie ihre Schwester. Sie trägt eins ihrer teuren, 3D-gedruckten Kleider, dazu halbhohe Stiefel mit niedrigem Absatz. „*Hast du es endlich auch geschafft?*“, fragt Ramona mit hörbar genervtem Unterton.

„*Tschuldigung. Ich musste noch schnell das Auto aufladen.*“
„*Hat Bene dir das Auto mal wieder mit leerem Akku dangelassen?*“

„*Ja, er hat´s mal wieder vergessen... Brauchst du auch noch was aus dem Garten?*“

„*Ich werd´ mir ein paar Blumen für Zuhause mitnehmen. Und du?*“

„*Ach, nichts Großes. Nur etwas Gemüse für morgen und ein paar Blumen für Mama.*“

Sandra und Ramona schlendern zusammen auf den kleinen Pfaden zwischen den verschiedenen Gartenparzellen entlang, wo fein säuberlich verschiedene Obst- und Gemüsesorten angepflanzt sind. Einige der Abschnitte sind größer, ein paar haben Pfähle, die senkrecht aus dem Boden ragen und an denen sich Pflanzen hochranken, andere sind leer. Überall auf dem Gelände sieht man Menschen, die damit beschäftigt sind, einzelne Parzellen zu pflegen, andere ernten Obst und Gemüse.

Fünfzehn Minuten später verlassen Sandra und Ramona den Garten. Sie spazieren in Richtung Limmerstraße, während Sandra wieder das Ihme-Zentrum betrachtet. *Von dieser Seite erkennt man noch die graue Fassade hinter den Pflanzen*“, denkt sie.

Als sie am Küchengarten ankommen, sehen sie auf der linken Seite den Küchengartenplatz, auf dem sich eine größere Menschenmenge versammelt hat. Public Viewing. *„Wir sind jetzt in der zweiten Halbzeit der Verlängerung zwischen dem FC Barcelona und Hannover96 und beide Mannschaften kämpfen erbittert um den entscheidenden Siegtreffer!“*, schallt die Stimme eines Reporters über die Straße.

(*Dieser Gemeinschaftsgarten wird zum großen Teil von der Glocksee verwaltet und organisiert, nachdem sie im Zuge der Landflächengesetze eine Initiative für die Verwirklichung eines Gemeinschaftsgartens ins Leben gerufen hatte. Den Garten darf jeder nutzen der möchte, und die Ernte des Gartens wird allen zur Verfügung gestellt.)

„Lass’ uns auf die Limmer gehen“, sagt sie zu Ramona, die offensichtlich auch keine große Lust darauf hat, das Spiel zu sehen.

Im Vergleich zu anderen Tagen ist die Limmerstraße verhältnismäßig ruhig. Seit die Straßenbahn unterirdisch fährt, hat sich ein Markt auf der Limmerstraße etabliert, der einem indischen Basar in vielerlei Hinsicht ähnelt. Auf Decken oder in kleinen Ständen werden allerlei verschiedene Lebensmittel und Gewürze, aber auch elektronische Geräte, Kaffee und Essen auf die Hand angeboten.

„*Hast du Lust, hier noch eine Kleinigkeit zu essen?*“, fragt Sandra, während sie auf einen kleinen grün-blau-gelben Stand zeigt, in dem ein junger, sonnengebräunter Mann steht und brasilianisches Essen zubereitet. Aus kleinen Boxen erklingt Sambamusik. Ramona mustert den kleinen Stand und antwortet mit einem entrüstetem Ton in der Stimme: „*Um Gottes Willen, nein! Ich will doch nicht krank werden!*“

„*Ach, sei doch nicht so, früher haben wir oft an solchen Ständen Essen gekauft*“, antwortet Sandra mit ruhiger Stimme. „*Und damals hat's dir doch auch immer geschmeckt.*“

„*Nein, wirklich nicht. Außerdem wollte ich kurz in Ruhe mit dir reden, und das können wir hier ja wohl schlecht.*“

„*Na gut*“, seufzt Sandra. „*In der Elisenstraße gibt es ein neues Café, das dir bestimmt gefällt.*“

Wenige Minuten später sitzen Ramona und Sandra in dem kleinen Café. Die Inneneinrichtung ist einfach gehalten, lediglich ein paar kleine Holztische mit weißen Hockern. „*Irrendwie zu schick für meinen Geschmack*“, denkt sie kurz. Eine junge Frau kommt zu ihnen und nimmt ihre Bestellung auf, schwarzer Kaffee für Sandra und entkoffeinierter Latte Macchiato für Ramona.

„*Okay, Ramona, worüber wolltest du mit mir reden?*“

„Über Lukas.“

„Was ist mit ihm?“

„Nichts. Aber er benimmt sich komisch.“

„Inwiefern?“

„Er ist so übervorsorglich. Er benimmt sich meiner Gegenwart anders als früher. Ständig kauft er mir Blumen und lädt mich zum Essen ein.“

„Und das stört dich? Ich finde, das hört sich nach einer perfekten Beziehung an, oder?“

„Ja, schon, aber ich frage mich, woher das plötzlich kommt. Er war seit langen nicht mehr so liebevoll. Es ist fast so, als ob wir uns gerade erst kennengelernt hätten.“

„Ich an deiner Stelle wäre froh, wenn mein Freund mich so auf Händen tragen würde.“

„Ich habe ehrlich gesagt schon darüber nachgedacht, ob er Drogen nimmt, spielsüchtig ist oder vielleicht sogar fremdgeht.“

Sandra stockt kurz der Atem.

„Aber wahrscheinlich geht meine Fantasie mit mir durch. Vielleicht mache ich mir wirklich unnötig viele Gedanken.“

„Hast du ihn denn schon mal direkt darauf angesprochen?“

„Nein, natürlich nicht. Ich könnte ja auch falsch damit liegen. Aber trotzdem hab' ich ein ungutes Gefühl.“

Sie macht eine kurze Pause, bevor sie sagt: „Sandra, ich weiß, dass ich dir vertrauen kann und dachte, du könntest Augen und Ohren für mich sein...“

„Na-natürlich.“ Sandra nickt und trinkt einen großen Schluck Kaffee, an dem sie sich fast verschluckt.

„Danke...so...wollen wir dann auch los? Ich möchte gerne nach Hause.“

„Klar“, antwortete Sandra ein wenig abwesend. Sie trinkt den letzten Schluck Kaffee und greift in ihre Tasche, um nach dem Portemonnaie zu suchen.

„Lass’ nur, ich zahle“, sagt Ramona, die schon ihre Kreditkarte in der Hand hält und die Bedienung zu sich winkt.

Kapitel 3: Verlängerung

Sandra verlässt das Café und geht an der Ihme entlang in Richtung Ihme-Zentrum. Bevor sie die große Brücke erreicht, setzt sie ihre Einkaufstüten ab, nimmt den Earclip aus der Tasche und setzt ihn sich ans Ohr.

„Ruf Lukas an.“

Es klingelt.

„Ich rufe dich nur an, um dir zu sa...“

„Sandra, ich...“

„Nein lass mich ausreden! Wir müssen damit aufhö...“

„Sandra!“

„Was willst du, Lukas?“

„Dich sehen.“

„Es ist vorbei. Lass es.“

„Du weißt, wie schwer das ist. Ich werde sie verlassen. Gib mir einfach noch ein bisschen Zeit.“

„Ich kann dieses Theater nicht länger mitspielen. Ich bin mit Bene zusammen und ich liebe meinen Sohn, das weißt du.“

„Bitte Sandra! Du kannst mir nicht erzählen, dass deine Küsse nicht echt waren!“

„Lukas, hör auf! Wir werden uns nicht mehr sehen! Keine Treffen, keine Anrufe, gar nichts. Ich liebe meinen Sohn! Er und Bene sind meine Familie. Und Ramona ahnt etwas! Ich lege jetzt auf. Tschüss, Lukas.“

Sandra wischt über ihr Gesicht, überrascht davon, dass es feucht ist.

„Computer, blockiere Lukas. Ich möchte keine Anrufe oder Nachrichten mehr von ihm erhalten.“

„Kontakt Lukas blockiert.“

Sandra überquert die Straße und betritt das Ihme-Zentrum über einen der Seiteneingänge. Direkt daneben wiegen sich die Hausboote sanft in der Strömung. Sie eilt die schmale Passage entlang, bis sie die Haustür erreicht und betritt kurz danach den Fahrstuhl. Sie schließt die Augen und atmet tief ein. Einen Moment lang hält Sandra die Luft an und lässt sie dann mit einem leisen, langgezogenen Seufzer entweichen. Bevor sie auf den Knopf für den 14. Stock drückt, prüft sie noch einmal ihr Gesicht im Spiegel.

Kapitel 4: Das Elfmeterschießen

Als Sandra nach Hause kommt, sieht sie ihren Sohn, der sich im Wohnzimmer die Projektion des Spiels ansieht. *„Die offizielle Nachspielzeit ist jetzt vorbei und wir warten gespannt auf das entscheidende Elfmeterschießen!“*, tönt es aus den Boxen.

„Hey Tobi, ich bin zuhause! Hat das mit dem Essen geklappt? Du solltest doch schon längst im Bett sein, wenn ich komme!“

„Ja, Mama, ich weiß, aber Papa hat gesagt ich darf, und dass ich ihn vielleicht sogar unter den Hannover-Fans entdecken kann!“

„Kein ‚aber‘ – du weißt, was wir abgemacht haben. Und jetzt ins Bett mit dir!“

Enttäuscht und genervt schlurft Tobi an seiner Mutter vorbei.

„Und vergiss nicht, dir die Zähne zu putzen!“

Während Tobi ins Bad geht, räumt Sandra das Wohnzimmer auf.

Als sie einen Blick auf das Spiel wirft, fällt ihr Blick auf einen sich bewegenden Lichtbalken, der den unteren Teil des Spielfelds verdeckt.

„Verehrter Kunde, hiermit informieren wir Sie darüber, dass wir unsern Service einstellen, wenn Sie unsere Rechnungen nicht innerhalb der nächsten Tage begleichen. Vielen Dank für ihre Entscheidung.“ Sandra seufzt. Mit einer Handbewegung schaltet sie die dreidimensionale Projektion aus und schaut aus dem Fenster in Richtung Stadion, das hell erleuchtet ist. Sie hört Jubel.

Als sie in Tobis Zimmer kommt, liegt er schon im Bett. Seine Augen sind geschlossen und die Decke hat er bis unter sein Kinn gezogen. Auf dem Nachttisch liegt einer von Sandras Analysehilfen. Als Sandra ihn in die Hand nimmt, sieht sie, wie sich Tobis Augen ein wenig öffnen.

„Mama, was ist das?“ Tobi zeigt auf den Analysehelfer in Sandras Hand. Sandra setzt sich auf die Bettkante.

„Das ist ein Analysehelfer. Damit kann man zum Beispiel das Blut eines Menschen überprüfen und dann erfahren, wie er heißt, wie alt er ist und was ihm fehlt.“

„Oh, wirklich? Cool!“ Seine Augen leuchten fasziniert und er richtet sich ein wenig im Bett auf. *„Wie geht das?“*

„Man muss nur mit der kleinen Spitze hier in den Finger stechen und die Maschine schaut dann, ob in deinem Blut alles okay ist.“ Sie tippt ihn leicht auf seinen Zeigefinger.

„Wow, cool, zeig mal!“

„Ja, aber das ist noch längst nicht alles. Du kannst mit diesem winzigen Tropfen Blut sogar herausfinden, was die Person gegessen hat, ob sie Medikamente nimmt oder ob sie sich einen Fuß gebrochen hat.“

Tobi nimmt den Analysehelfer und betrachtet ihn von allen Seiten. *„Also kann er direkt durch mich durchleuchten, als*

*wäre ich ein Geist?“ Er schaut sie mit großen Augen an.
„Wenn ich mal groß bin, will ich auch Arzt werden, Mama.“*

Sandra lächelt. *„Aber jetzt musst du schlafen, mein Kleiner.“*
Sie streckt ihre Hand nach dem Analysehelfer aus, als Tobi ihr versehentlich mit der Spitze in die Hand sticht.

„Oh Mama, das tut mir leid. Hab’ ich dir wehgetan?“

„Nein, mein Schatz, alles gut. Und nun wird geschlafen!“

Sie deckt ihn zu, steht auf und geht zur Tür *„Mama?“*

„Was ist denn jetzt noch?“, fragt sie und lacht.

„Ich hab’ dich lieb.“

„Ich dich auch. Schlaf schön.“

Sie schaltet das Licht aus und schließt leise die Tür hinter sich.

Nun blickt sie auf den Analysehelfer in ihrer Hand. Das kleine Display zeigt die Worte *„Analysevorgang läuft“*.

Auf dem Weg zurück ins Wohnzimmer kommt sie an einem der Hauscomputer* vorbei.

*(Die modernere Version eines Haustelefons, das zum Telefonieren, Surfen, Versenden von E-Mails und Skypen genutzt werden kann. Mehrere Stationen, alle miteinander verbunden, sind über die ganze Wohnung verteilt.)

„Eine neue Nachricht.“ Sie stammt von dem hochnäsigen Arzt aus dem Krankenhaus.

„Hallo Sandra, ich wollte mich für mein Verhalten von vorhin entschuldigen. Vielen Dank für deinen guten Willen und dass du trotzdem noch länger geblieben bist. Ich wollte dir nur Bescheid geben, dass es der Patientin Charlynn Becker, um die du dich vorhin gekümmert hast, besser geht. Sie lässt dich freundlich grüßen und möchte sich für deine Hilfe bedanken. Der Vater ihres Kindes ist mittlerweile auch hier.“

Danke nochmal und bis die Tage. P.S. im Anhang findest du ein Bild von Charlynn und dem Baby. Sie wollte gerne, dass du es bekommst.“

Sandra öffnet das Bild im Anhang. Es ist ein bewegtes Bild. Man sieht einen Kreissaal, in dessen Mitte ein Bett mit Charlynn. Das Baby liegt auf Charlynns Brust, während Charlynn müde aber glücklich in die Kamera winkt.

Im Hintergrund öffnet sich eine Tür und Sandra sieht, wie jemand mit einem großen Blumenstrauß den Kreissaal betritt.

Sandra erstarrt. Sie kennt das Gesicht der Person, die gerade ins Zimmer kommt. Das kurze Video ist zu Ende. Der Bildschirm wird schwarz. *„Wiederholen!“*

„Bene? Benedict, was...was machst du da?“ Sandra stoppt das Video und starrt in Benedicts Gesicht. Er sieht glücklich aus. Sie steht regungslos vor dem Monitor und versucht zu verstehen.

Ein neues Fenster öffnet sich auf dem Monitor vor ihr.

Sandra Kraus.

32.

Blutgruppe A negativ.

Der Analysehelfer hat die Auswertung von Sandras Blut beendet und überträgt die Daten auf den Monitor. Ein weiteres Fenster öffnet sich.

Wichtiger Hinweis: HIV-positiv.

Sandra erstarrt. Um sie herum scheint alles wie in Zeitlupe, während sie versucht, irgendeinen klaren Gedanken zu fassen. Sie atmet schwer und kämpft mit den Tränen, die ihr in

die Augen schießen. „*Ramona und Lukas*“, denkt Sandra plötzlich. Ihr Körper fühlt sich taub an, so als hätte sie die Kontrolle über ihn verloren.

Der Analysehelfer, den Sandra immer noch in ihrer Hand hält, gleitet ihr durch die Finger und fällt zu Boden.

„*Ruf Ramona an*“, sagt Sandra halblaut.

Es klingelt. Sandra steht am Fenster ihrer Wohnung. Sie sieht die vielen Lichter der Stadt, die Boote, die dicht beieinander auf der Ihme liegen, die leeren Straßen. Plötzlich hört sie lauten Jubel aus dem Stadion und die Dämmerung des Spätabends weicht grellen weißen und grünen Lichtern. Am nächsten Tag wird man in der Zeitung lesen können, dass Hannover96 den FC Barcelona im Elfmeterschießen besiegt hat.

Sie hört Ramonas Stimme: „*Hallo? Sandra? Warte kurz, es ist zu laut hier.*“

Im Hintergrund Jubel und Fangesänge.

„*Sandra? Bist du noch da?*“

„*Ja.*“

„*Ist was? Du hörst dich komisch an.*“

„*Wir müssen reden.*“

Text von Ulises Pangué

Übersetzt von Patrick Büttner alias Stoffl

Herbst

Linden im Herbst. Goldrote Blätter fallen auf den feuchten Asphalt und sind Ausdruck verwelkter Hoffnungen, Hoffnungen, die doch im Frühjahr noch so zahlreich in den Bewohnern der Stadt aufkeimten. Dort drüben war einst der Eingang des *Centrum*, Stammkneipe der Lindener Partyzene. Sie hatte viele Jahre floriert und war erster Anlaufpunkt für allerlei Volk mit dem Bedürfnis nach durchzechten Nächten, doch mussten sich die Inhaber in den 40er Jahren mit Tränen in den Augen eingestehen, dass den Menschen die Lust an Entspannung und wildem Rausch abhandengekommen war. In einer Welt, in der nichts mehr dem Zufall überlassen wurde und Muße, einst betrachtet als Krone menschlichen Strebens und Privileg der Reichen, als Last empfunden wurde, waren solche Etablissements einfach nicht mehr überlebensfähig. Heute blieb man kaum länger als nötig an ein- und demselben Ort. Die Angst, etwas Großes und Weltbewegendes zu verpassen, noch schlimmer: nicht Teil dessen sein zu können, manifestierte sich im Unterbewusstsein der Menschen als absolute Unfähigkeit zu genießen. Niemand schien wirklich präsent oder in der Lage zu sein, für einen kurzen Moment die Ruhe zu bewahren. Tatsächlich aber passierte nie etwas Großes – niemand blieb lange genug bei einer Idee, um sie in die Tat umzusetzen, man wuchs mit dem Gedanken auf, dass der Prozess wichtiger sei als das Produkt, eine ewige Jagd nach der besten Idee. Wer zu lange eine Idee verfolgte, verpasste womöglich die Chance eine noch bessere zu entwickeln.

Mit seinen stolzen 53 Jahren wusste er, wie sich das Leben der Menschen gewandelt hatte. Er wusste, wie sehr sie im Paradoxon aus Prozess und dem Fehlen jeglicher Ergebnisse

gefangen waren. Es war das Ende der Kunst und der Kreativität und äußerte sich in der monotonen Architektur, früher als Minimalismus gefeiert, heute umgeben von einem Nebel der Eintönigkeit, in einer Gesellschaft, wo die Angst vor dem Risiko den Tod als Feindbild abgelöst hatte – wer verlor, war bereits tot. Man suchte immer verzweifelter nach einer Möglichkeit des individuellen Ausdrucks – Rasten bedeutete, in Bedeutungslosigkeit zu versinken und dieser nie wieder entkommen zu können. Er nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette, die er sich angezündet hatte. Wenigstens in dieser Hinsicht hatte man Fortschritte gemacht, die früher noch, so war er sich sicher, zu stehenden Ovationen geführt hätten. Ein neuer, synthetisch hergestellter Tabak versprach ungefährlichen Genuss, sogar gesundheitsfördernd sollte er sein. Jetzt, wo kaum noch jemand rauchte, schien diese früher undenkbare Entwicklung niemanden zu beeindrucken. Die Kippen schmeckte nicht besser oder schlechter als früher und erfüllten ihren Zweck. Im Hintergrund hörte er ständig das hastige Auftreten von Sportschuhen auf Backstein, Sport wurde nicht mehr separat, sondern parallel ausgeübt. So wie man früher auf einer langen Zugfahrt ein Buch gelesen hatte, lief man heute die Strecken zur Arbeit oder Schule, was sich in der unbestreitbar besseren Kondition der Jugend bemerkbar machte. Die wenigen Autos, die noch fuhren, bemerkte man kaum. Weil die Benzin- durch E-Motoren ersetzt worden waren, stiegen die Fahrkosten ins Unermessliche, allein der Kauf eines solchen Gefährts war für die meisten Menschen unerschwinglich. Es gab kaum noch Erdöl – diese Nachricht erreichte die Öffentlichkeit vor etwa acht Jahren und löste eine Welle der Panik aus. Während die einen in guter alter Manier den Untergang der Welt vorhersagten, waren die Vertreter sozialer Ökologie ganz verzaubert von der Vorstellung, dass sich dieses Problem nun von alleine gelöst

hatte. Unpolitische Pragmatiker versuchten, Benzin in riesige Tanks umzufüllen und zu horten, gaben jedoch schnell auf als sie bemerkten, dass der Spritpreis rasant anstieg noch während sie den Treibstoff umleiteten. Die Welt musste umstrukturiert werden. Tankstellen wurden modernisiert und boten nun die Möglichkeit, die Akkumulatoren der neuen Fahrzeuge schneller zu laden, als dies von zu Hause aus möglich wäre. Die Kosten beliefen sich jedoch auch hier in Sphären, die der Normalbürger nicht mal zu erkennen vermochte, wenn er gen Himmel blickte. Ein gigantischer Berg von Metallschrott erhob sich nun über den Wüsten von Namibia und diente als Friedhof für die Fortbewegungsmittel der Postmoderne, wo sie eines Tages als Zeugnis oder Monument einer längst vergessenen Gesellschaft gelten würden. Die stets überfüllten Stadtbahnen blieben, obwohl durch die Absenz anderer Verkehrsteilnehmer deutlich breiter und besser ausgestattet, nur für die hartgesottenen unter den Bürgern eine Option. Man hatte die Sitzplätze entfernt, um zu gewährleisten, dass die Kapazitäten auf ein Maximum angehoben wurden. Es gab ein zusätzliches Abteil für Menschen mit Handicap, der Zutritt zu diesen Bereichen war Normalbürgern jedoch untersagt. Die Probleme, die sich durch viele auf engem Raum zusammengepferchte Menschen ergaben, wusste man nicht zu lösen – immer wieder klagte man über enorme Hitzebildung, stechenden Schweißgeruch der Mitfahrer und Taschendiebstähle, die man sich nicht zu erklären vermochte. Da Bargeld mittlerweile kein gängiges Zahlungsmittel mehr war, lohnten sie sich einfach nicht, das Wissen darum schien allerdings erstaunlicherweise noch nicht bis zu den Ganoven der Zeit durchgedrungen zu sein. Er vermutete, dass diese Form des Raubs nicht mehr aus den gleichen Motiven erfolgte wie früher – wahrscheinlich war es der kurze Rausch, der intensive Kick, der diese Menschen

zu solchen Taten trieb.

Vor 30 Jahren hätte er jeden, der ihm diese Zukunft heraufbeschworen hätte, zum Spinner erklärt.

Linden war ursprünglich ein Stadtteil der provinziellen Großstadt Hannovers, voller Stolz auf seine Vielfalt an Kultur und alternatives Gedankengut. Da kulturelle Unterschiede mittlerweile ihre Bedeutung verloren hatten, war daran nichts Besonderes mehr zu erkennen – nach und nach vermischten sich die Kulturen immer mehr, bis letzten Endes nichts mehr von ihnen übrig blieb als ein heterogenes, standardisiertes Gemisch. Dieses war den alten Generationen jedoch nicht nur im Bezug auf Fitness überlegen. Da jeder junge Mensch vom großen genetischen Pool der Vielfalt gekostet hatte und keiner mehr der ethnischen Herkunft nach eindeutig einzuordnen, gab es schlichtweg keine Möglichkeit mehr, rassistisch zu sein. Die Emulsion der Vergangenheit wandelte sich zur Lösung der Zukunft. Die Rassenfrage hatte sich einfach aufgelöst, noch bevor sie ihre Antwort fand,

Alle Bauten waren modernisiert und banalisiert worden. Vom ursprünglichen Linden keine Spur. Wo früher Restaurants, Kneipen und Secondhandshops zu finden waren, ordneten sich nun, systematisch und platzsparend verteilt, sogenannte Fitnesspoints ein, kleine Stände, an denen man sich für wenig Geld Nahrungspräparate und mit Nährstoffen angereicherte Flüssigkeiten, die als 'das bessere Wasser' vermarktet wurden, kaufen konnte. Er hielt nichts davon, zum Teufel mit ihrem künstlichen Müll!

Für einen Moment hielt er inne und versuchte, die vielen Fragmente seiner Erinnerungen zu einem Bild zusammenzufügen, das dem früheren Leben in Linden nahe kam. Als die Hauptstraßen noch Dönerbuden und vielerlei Imbissstände schmückten, wo man frische Hamburger mit feinen Soßen, pikante Falaffel mit Salat im Teigmantel,

köstliche Dönertaschen mit extra viel Fleisch und gebratene Nudeln mit pochierten Eierstreifen erwerben konnte. Was würde er jetzt nicht für einen Döner geben!

Eine antiquierte Speise, für die man Weizenmehl mit Gewürzen und Wasser mischte, die daraus entstandene Masse hohen Temperaturen aussetzte und so eine essbare Tasche formte, die man mit einer großen Auswahl an Gemüse und geschmorten Tierkadaverscheiben füllte. Köstlich!

Und nun stand er hier, zu seinen Füßen goldrote Blätter auf dem Asphalt. Die Notiz wies ihn an, an eben diesem Fleck zu stehen und zu warten. Er werde schon verstehen, hieß es. Eigentlich waren ihm solche Handlungen zuwider – doch im Moment schien sein Verlangen zu groß, für Vernunft fehlte der Raum. Schon lange hatte er auf diesen Moment gewartet. Sein Körper verkrampfte sich, es rumorte in seiner Magengegend. Noch konnte er umkehren. Schließlich hatte er sich zu nichts verpflichtet und könnte einfach wieder umdrehen, zurück in sein Heim, wo er die Sehnsucht sicher und gut versteckt in einem kaum betretenen Hinterzimmer seiner Synapsen lagern könnte.. Die Sehnsucht würde ruhen und ihm keine Probleme mehr bereiten. Aber nein. Hätte es eine realistische Aussicht auf diese Möglichkeit gegeben, hätte er sie längst umgesetzt. Sein Verlangen nagte an ihm und entzog sich jeglicher vernünftiger Auseinandersetzung. Er sah sich erneut um und war darauf bedacht, möglichst unauffällig zu wirken, es war das erste Mal, dass er versuchte, auf diesem Weg an Ware zu kommen, und war verboten. Der Himmel war grau und ein leichter Nieselregen begrüßte ihn als dezentes Jucken auf seiner Nase.

Er wartete.

Wahrscheinlich hatte man sich einen Scherz mit ihm erlaubt.

Man hatte ihn hierher geführt und gaffte aus einem der zahllosen, immer gleichen Fenster der umstehenden Häuser an, um über die Verzweiflung eines alten Mannes zu lachen, der seine ganze Würde für ein Quäntchen Befriedigung vergaß. Ihm wurde übel. Was tat er hier nur? Wie ein kleines Kind hatte er sich in die Irre führen lassen und wie ein noch hilfloserer Säugling wartete er nun darauf, dass man sich seiner annahm und ihn führte. Resigniert ließ er sich auf einer nahegelegenen Treppenstufe nieder und legte sein Gesicht in die Hände, als er plötzlich etwas wahrnahm.

Ein ihm sehr vertrauter Geruch stieg in seine Nase und hypnotisierte ihn augenblicklich. Er erstarrte. War er nun endgültig verrückt geworden? Fühlte sich Altern so an? Seine Nase musste ihm einen Streich spielen. Dieser Duft war ihm bekannt und erfüllte seinen Körper mit einer Zuversicht die jeden Zweifel ausmerzte. Er fühlte sich um Jahrzehnte zurückversetzt, ein Zustand ekstatischer Schwerelosigkeit. Er wurde wahnsinnig.

Roch er da etwa... Rosmarin? Oregano und Basilikum? Mit Paprika und Chili? Kreuzkümmel und Anis? Woher kannte er diese Mischung... er gab sich vollkommen seiner Trance hin und folgte dem Ursprung des Aromas, als sei dieses ein Faden, der in der Luft schwirrte und ihn mit sich zog, fast so, als säße jemand auf seinem Rücken und wedelte mit einem Köder an der Angelschnur vor seinem Gesicht herum. Nicht wissend, wohin sie ihn führen würde, folgte er zielstrebig der Spur in der Luft, die sich durch mehrere, selten begangene Straßen schlängelte, sodass er schon bald nicht mehr wusste, wo er sich befand. Er bog in eine Seitenstraße ein. Die verschmutzten, von seelenlosen Graffiti und wilden Kletterpflanzen überwucherten Wände der angrenzenden Wohnungsbauten erweckten den Anschein einer ruinenhaften Geisterstadt. Die Häuser standen so dicht, dass das Tageslicht die Straße kaum erreichte und verliehen ihr

eine bedrückende Atmosphäre. Auch wenn eine innere Stimme ihm mahnend dazu riet auf der Stelle das Weite zu suchen, hielt er der süßen Versuchung nicht stand. Er schien nicht mehr Herr seiner Sinne, seine Beine gehorchten einer fremden Macht, die zu bekämpfen aussichtslos war. Ihm wurde wieder übel vor Angst, aber sein Körper dachte nicht einen Moment daran, vom Kurs abzuweichen.

Hier war der Geruch am intensivsten. Er blickte sich um. Das Straßenpflaster war uneben, und manchmal fehlten Steine im Mosaik, aus dessen Zwischenräumen allerlei Unkraut wuchs. . Ein paar Abfalltonnen standen am Rand, eine davon war umgekippt und gab den Blick auf das Verwesende in ihrem Innern preis; ein perfektes Terrain für Ungeziefer , ein Paradies für Ratten.

Er konnte sich nicht erklären wie der Geruch, der ihn hierher geleitet hatte, den stechenden Gestank des verrottenden Abfalls so mühelos überdecken konnte.

Selbst wenn er sich nun dazu entschied davonzulaufen und nie wiederzukommen, hätte er nicht gewusst wohin. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nach der Quelle des Dufts zu suchen.

Er hielt einen Moment lang inne und lenkte seinen Blick auf den Boden unter ihm. Er stand auf einem Abflussdeckel, der im Kontrast zur verdreckten Umgebung ungewöhnlich sauber wirkte, . Ein warmer Dampf stieg aus den Öffnungen und tänzelte seine Beine empor, um sich dann nach und nach aufzulösen und eine Botschaft der Würze zu verkünden. Plötzlich hörte er das laute Scheppern von Blech auf Metall, welches von dort unten kommen musste. Er geriet in Panik. Was konnte das sein? Wo war er hier gelandet? Wieso war er nicht umgekehrt, wie es ihm seine Eingebung eindringlich geraten hatte?

Der Boden unter ihm erzitterte und geriet in Bewegung was

ihn dazu zwang, zurückzuweichen. Im Erstaunen über das Schauspiel, das sich ihm nun bot, klappte ihm die Kinnlade herunter – langsam aber sicher fuhr der Gullideckel hoch und entpuppte sich als eine Art Konsolensäule.

Über einem kleinen Schlitz war in großer Schrift ein beträchtlicher Geldbetrag zu lesen, und ohne zu zögern entledigte er sich der Münzen und wartete gespannt auf das, was nun kommen würde. Erneut schepperte es, und die Konsole fuhr wieder herunter.

Eine ganze Weile passierte gar nichts. Er wurde ungeduldig, doch an Aufgeben war jetzt nicht mehr zu denken. Er zündete sich eine Zigarette an und rauchte sie betont langsam, um möglichst viel Zeit verstreichen zu lassen. Dabei wettete er mit sich selbst, ob das worauf er wartete einträfe, sobald er den letzten Zug genommen hatte.

Doch wieder nichts.

Die Übelkeit, die er bis eben noch verspürt hatte, wich einem anderen, vertrauten Gefühl. Er schürzte die Lippen und kniff bedrohlich die Augen zusammen – Wut kochte in ihm auf. Was war das für ein Irrgarten, in den er da geraten war? Und wo war das Ziel? Was wollte man von ihm? Was wollte er selbst?

Er fing an, energisch auf den Abflussdeckel zu treten, als glaubte er, so etwas bewirken zu können. Und nachdem auch das nicht half, spuckte er durch eine der kleinen Öffnungen, die für das Regenwasser gedacht waren. Dabei stellte er fest, dass der Deckel höher lag, als der übrige Boden. Wasser, das sich bei einem Unwetter sammelte, würde hier niemals abfließen, sofern man den Gesetzen der Schwerkraft Glauben schenken wollte,.

"Ahhhhii!", hörte er die scheinbar entsetzte Stimme einer alten Frau ausrufen. "WAS du hier machen?", fügte sie wütend hinzu. Ihrer Grammatik und Aussprache wagte er zu entnehmen, dass sie aus einem fernen Land stammte.

"Gleich ist fertig! Du nicht machen!" Was auch immer ‚gleich fertig‘ war, irgendetwas stimmte ihn in diesem Moment zufrieden. Offenbar hatte er das Richtige getan.

Kurze Zeit später schoss die Säule wieder aus dem Boden und präsentierte in einer Bauchluke ein in Aluminiumfolie gewickeltes Päckchen.

War es das, was er glaubte? War die Suche tatsächlich nicht vergebens gewesen?

Er nahm es an sich und befreite es von seinem Schutzmantel. Sein Herz klopfte so schnell und heftig, dass er glaubte, das Pumpen mit seinen Ohren hören zu können.

Er konzentrierte sich, um nicht in Ohnmacht zu fallen oder die Beherrschung zu verlieren. Und tatsächlich. Er musste laut auflachen. In seinen Händen hielt er das, wonach er schon so lange gesucht hatte – und gleich nahm er einen großen Bissen von der Speise, die man Döner nannte. *Linden hat sich doch nicht verändert*, dachte er sich, grinste zufrieden und ging von dannen. In diesem Moment war es nicht mehr wichtig, wohin es ihn trieb.

Text von Dennis Enßlen

Liste der AutorInnen

Rengin Agaslan, Schülerin Helene-Lange-Schule

Trong Beagle, Freund der Panzerknacker, hauptberuflich
Anagramm

Hans-Peter Dabrowski, seit 2010 im Ruhestand

Jasmin Dreyer, Schülerin Helene-Lange-Schule

Maria-Theresa Eggers, Sozialwissenschaftlerin und
Linden-Liebehaberin

Mario Eggers

Dennis Enßlen

Claudia Ermel, Mitarbeiterin der Redaktion von Welt-In-
Hannover.de

Isabel Feljaur, 16 Jahre alt, Schülerin Helene-Lange-
Schule

Carmen Gorak

Anja Hilscher, Muslima, Mutter, Lehrerin für Deutsch als
Fremdsprache

Felix Kostrzewa, Mitarbeiter des Wissenschaftsladens
Hannover

L., Anarchist

Cristina Marina

Nicole Niesporek, Schülerin Helene-Lange-Schule

Ulises Pangue, Cinematographier Amateur (Chile)

Stefan Thoben, hat zum ersten Mal eine Kurzgeschichte
geschrieben

Milagros del Rosario Zafra, Lima - Perú

Jelwa Zahir, 16 Jahre alt, Schülerin Helene-Lange-Schule

AK Biopolitik / lifeKritik e.V., Arbeitskreis zur kritischen Auseinandersetzung mit Biopolitik

Nachwort - Linden Fiction 2050 & Hannover 2030

"...ich wünsche mir das vom ganzen Herzen, dass alles so bleibt."

Dieser Satz, der aus einer E-Mail an das Projekt Linden Fiction 2050 stammt, drückt zugespitzt das aus, was scheinbar die meisten umtreibt. Im Projekt wurden die Menschen im Stadtteil ausdrücklich dazu aufgefordert, positive Utopien einzuschicken. Bei der überwiegenden Zahl von Beiträgen handelte es sich aber um negative Ausblicke. Auf die Nachfrage bei Initiativen und Einzelpersonen im Stadtteil hin, ob sie nicht auch eine Geschichte einreichen wollten, war die häufigste Begründung dafür, nicht teilzunehmen, dass ihnen keine positiven Utopien einfielen. Nach 20 Jahren sich immer weiter verschärfender neoliberaler Verarmung, aufgrund derer inzwischen selbst hochqualifizierte Mittelschichtsangehörige in Linden ihren Lebensstandard nur noch dank einer 60-Stunden-Arbeitswoche halten können und als Selbstständige dabei nicht einmal ausreichend verdienen, um eine Rentenversicherung bezahlen zu können, ist die Grundstimmung offensichtlich so, dass für die Zukunft nur noch eine weitere Negativentwicklung vorstellbar scheint. Das Erschreckende daran ist, dass dies insbesondere auch für Jugendliche und junge Lindenerinnen und Lindener zu gelten scheint. Viele wären offensichtlich schon froh, wenn die Zukunft zumindest nicht schlechter aussähe.

Der gutgemeinte Ansatz von Hannover 2030 geht (mit Einschränkungen) an einem erheblichen Teil der

Bevölkerung vorbei. Viele Menschen haben jegliche positive Hoffnung in Bezug auf politische gesellschaftliche Veränderungen verloren. Um diese Menschen zu erreichen, müssten zumindest zwei Punkte erfüllt sein:

- Ein Teil der Bevölkerung hat Reformen über viele Jahre hinweg als etwas erfahren, was immer nur zu Verschlechterungen ihrer Situation führt. Hier müsste erst einmal die Glaubwürdigkeit der Politik dahingehend wiederhergestellt werden, dass andere Reformen überhaupt noch möglich sind.
- Viele Menschen treiben offensichtlich nicht primär ihre Hoffnungen, sondern ihre Ängste um. Eine Politik, die von den Menschen ernst genommen werden will, müsste zuerst einmal diese Ängste der Menschen ernst nehmen und sich mit ihnen auseinandersetzen.

Linden Fiction 2050 zeigt aber auch, dass gerade diejenigen, die in vielen Bereichen unterrepräsentiert sind, ein starkes Interesse an Partizipation haben. 60% der TeilnehmerInnen sind weiblich, ein Großteil hat einen Migrationshintergrund. Die Bereitschaft zur Teilhabe und dazu, sich einzubringen, ist vorhanden – nur fehlt es scheinbar an adäquaten, glaubwürdigen Möglichkeiten, in denen sich die Menschen mit ihren Ängsten und Anliegen gut aufgehoben fühlen.

Jörg Djuren, Hannover den 10.11.2015

Heute lesen, was übermorgen in Linden passiert!

"Mich hat vor allem die Unterschiedlichkeit begeistert. Die Vielfalt der Ideen, wie sich die AutorInnen das Jahr 2050 in Linden vorstellen, ist faszinierend."

(Jamie Duvenbeck)

